

**Zeitschrift:** Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden  
**Herausgeber:** Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden  
**Band:** 77 (1947)  
  
**Artikel:** Professor Otto Carisch : 1789-1858 : ein Bündner Zeitbild  
**Autor:** Hartmann, Benedict  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-595891>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Professor Otto Carisch  
1789—1858

Ein Bündner Zeitbild

zusammengestellt

von

Benedict Hartmann



## Inhaltsverzeichnis

Einführung . . . . .	5
Herkunft, Kindheit, Knabenjahre 1789–1806 . . . . .	9
Der Churer Kantonsschüler 1806–1811 . . . . .	15
Student und Hauslehrer in Bern 1811–1813 . . . . .	22
Lausanne Oktober 1813 – Januar 1814 . . . . .	34
Bergamo 1814 – März 1818 . . . . .	36
Berlin März 1818 – August 1819 . . . . .	46
Erstes Lehramt an der Kantonsschule Chur 1819–1825 . . . . .	52
Politisches Milieu – Griechenverein – Bibelkomitee – Unterricht für künftige Schullehrer – Vorkurs für Romanischsprechende – Schulreisen – Donnerstagsgesellschaft – Synodalprüfung pro ministerio	
Pfarramt in Puschlav 1825–1837 . . . . .	76
Scuola riformata – Das eigentliche Pfarramt – Schaffung von religiösen Schullehrmitteln – Der Evangelische Schulverein – Persönliche Verhältnisse – Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft	
Zweite Amtszeit an der Churer Kantonsschule 1837–1850 . . . . .	99
Familiäres und gesellschaftlicher Verkehr – Friedr. Frizzoni – Pfarrer Wolfgang Karl Raschèr – Lehrtätigkeit – Aufhebung des Theologischen Instituts – J. P. Hosangsche Stiftung – Protestantisch-kirchlicher Hilfsverein – Rücktritt	
Ohne Amt 1850–1858 . . . . .	113
Channing und die Divozione domestica – Fall Bened. Iseppi – Beiträge zur Pflege und Erhaltung der romanischen Sprache – Revision des Niev Testament des Luzi Gabriel – Allgemein kirchliche Stellung und Arbeit – Mitarbeit am Bündnerischen Monatsblatt – Soziales – Nina Camenisch – Letzte Lebenszeit	
Anmerkungen 1–93 . . . . .	141
Schriftenverzeichnis Carischs . . . . .	143



## **Einführung**

Über den 1789 geborenen Churer Kantonsschullehrer und reformierten Pfarrer Otto Carisch von Sarn ist auffallenderweise noch nie ausführlicher geschrieben worden, obschon sein Name (meistens Decarisch) im Graubünden der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr oft wiederkehrt. Seine politische Rolle war allerdings gering und im späteren Leben, wie es scheint, auch sein Interesse an den politischen Vorgängen. Auch für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Kantons bedeutete er wenig. Was sodann seine namhafte wissenschaftliche Leistung betrifft als Kenner und Bearbeiter der romanischen Sprache, so ist sie bis in die neuere Zeit nicht nach Gebühr beachtet worden. Wo es aber um Schul- und Armenwesen ging und evangelisch-kirchliche Anliegen, da stand er viele Jahre lang vorne an, manchmal aus eigenem Antrieb, nicht selten aber als Aufgerufener durch diejenigen, die nach einem Manne suchten, der aus dem Wort eine Tat macht und es nicht bei schönen Wünschen und Plänen bewenden läßt. Seine besten Mannesjahre fielen in jene Zeit, da das Staatswesen des Landes Graubünden von unten her neu aufgebaut werden mußte. Man kannte im großen und ganzen Ziel und Richtlinien; aber nun begann die positive, praktische Leistung und die geduldige Kleinarbeit, mit der nicht zu glänzen war. Das Finanzwesen des durch Krieg und andere Notstände verarmten Kantons war noch unentwickelt. Wollte man vorwärts kommen, mußte man eine Gesinnung schaffen, die nicht nur aufs Nehmen, sondern auf Geben und freiwillige gemeinnützige Leistung eingestellt war.

In eine Zeit solcher Aufgaben und Erwartungen fällt das Werden und Wirken des Heinzenberger Bauernsohnes Otto Carisch. Bald betätigt er sich auf verschiedenen Gebieten, die in unserem erneuerten Staatswesen noch der Bearbeitung harreten. Zunächst ist's, wie gesagt, das Schul- und Erziehungswesen, später, als er sich für ein Dutzend Jahre von der Kantonsschule

ins Pfarramt zurückgezogen hatte, wurde seine Arbeit im Kirchenwesen eine sehr rege. Und von den Aufgaben seiner Kirche ausgehend, wird er dann wieder zum Hauptinitianten für die Gründung des um unser Volksschulwesen so verdienten Evangelischen Schulvereins und steht hernach im vordersten Gliederer, die den Protestantisch-kirchlichen Hilfsverein für Graubünden ins Leben riefen. Als dreißigjähriger Kantonsschullehrer war er nicht ohne Feuer dabei gewesen, als es galt, in Graubünden für die hart um ihre politische Freiheit ringenden Griechen eine Hilfsgesellschaft zu gründen, und als über Sechzigjähriger, nun im Ruhestand lebender Professor stellt er sich ohne langes Besinnen noch in den Dienst der Churer Bibelgesellschaft für die mühsame Revision des Neuen Testaments des Luzius Gabriel im romanischen Idiom der Oberländer. Dazwischen hinein aber ist er zum prominenten Förderer der Sozialfürsorge geworden. Er ist's, dem als Herzensfreund des Johann Peter Hosang die Aufgabe zufällt, dessen für jene Zeit so unerhörtes Testament zu realisieren. Jetzt sitzt er mitten in Bündens Armenfragen, wird auch beigezogen zur kantonalen Armenkommission, steht dann unter den Ersten zur Sache, als Graubünden seine eigene Gemeinnützige Gesellschaft erhält, und arbeitet auch still mit an der bescheidenen und doch in jenen Tagen so wichtigen Aufgabe der freiwilligen Armenvereine. Die letzte Gelegenheit aber, da sein Name noch an die Öffentlichkeit tritt, ist das Bändchen „Gedichte des Bündner Landmädchens“ (Nina Camenisch von Sarn), dessen erste Auflage auf Anregung und mit dem Segen des 67jährigen Otto Carisch erschien.

Und doch ist über diesen Mann noch nie einläßlicher berichtet worden. Wohl erschien einige Tage nach seinem Hinschied im Juli 1858 im Bündner Tagblatt ein auffallend gut orientierter Nachruf, ohne Zweifel von seinem einstigen Schüler und Freund Prof. Georg Battaglia stammend, und dieser ging im folgenden Jahre über ins Bündnerische Monatsblatt, dessen eifriger Mitarbeiter besonders für Schul- und Erziehungsfragen Carisch gewesen war. Dem folgte 1881 im II. Band von Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule eine schöne Würdigung durch Dekan Leonhard Herold. Sie rechnete, von ihrem Zeitpunkt aus gesehen, Prof. Carisch zu den bedeutendsten Schul-

männern Graubündens. Aber um eine eingehende Biographie konnte es sich auch diesmal nicht handeln. Zwar wäre die Aufgabe verlockend gewesen, hatte doch Carisch recht umfangreiche Lebenserinnerungen hinterlassen unter dem Titel „Rückblick auf mein Leben“. Diese waren allerdings in erster Linie für seine Familie bestimmt und existieren in einer Abschrift von der Hand seiner zweiten Gattin. Sie muß schon vor 1881 in unsere Kantonsbibliothek übergegangen sein, vielleicht durch Vermittlung von Dekan Herold, der sie benützte. (Sign. B 2126, 164 engbeschriebene Seiten in Folioformat.) So war die wertvollste Grundlage für ein Lebensbild gegeben. Aber das Interesse an dem verdienten Mann war offenbar eingeschlafen, und es mußten besondere Dinge kommen, um es neu zu wecken. So unsere große romanische Bewegung der letztvergangenen Jahrzehnte, dann die Jahrhundertfeiern des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins und der Armenerziehungsanstalt Plankis (Hosangsche Stiftung), endlich aber – und das war für uns ausschlaggebend – die erstmalige Begegnung mit einem stattlichen Bande von Freundesbriefen an Carisch, im Privatbesitz, aus den Jahren 1807–1825. Der Adressat hatte ihn selbst einst zusammengestellt und nennt ihn in seiner Selbstbiographie Band I. Ob Band II nicht zustandekam oder verlorenging, müssen wir dahingestellt sein lassen. Außer den Lebenserinnerungen und diesem Briefband I kommen als wertvolle Quellen für das folgende Lebensbild in Betracht zunächst eine ziemliche Zahl von nachträglich uns bekannt gewordenen Briefen an und von Carisch (Pfr. B. Iseppi an Carisch, Carisch an Joh. Kaspar Zellweger, Carisch an Nina Camenisch), endlich aber die Protokolle des Schulrats der Kantonsschule sowie des Evangelischen Kirchenrates von Graubünden, sodann das Archiv der Erziehungsanstalt Plankis und selbstverständlich alle Imprimata Carischs, deren wir habhaft werden konnten. (Wo wir im folgenden ohne besondere Ortsangabe zitieren, ist jeweilen die Autobiographie gemeint.)

Den Plan einer Veröffentlichung der Lebenserinnerungen haben wir sorgfältig erwogen, aber fallen gelassen. Was der unablässig tätige Mann in den letzten Lebensjahren für seine Familie niederschrieb, müßte aus Gründen des Taktes gekürzt

werden und gäbe auch dann noch ein Buch, das schwerlich genügend Käufer fände. Außerdem trägt es ab und zu doch die Spuren abnehmender Kraft. Als Quelle aber scheint uns der Lebensbericht durchaus Vertrauen zu verdienen, wenschon gelegentlich in einer Einzelheit die Erinnerung versagte. Die Erzählung ist frei von Selbstbespiegelung und leidenschaftlicher Beurteilung von Personen und Dingen. Zwei der wohl schönsten Abschnitte haben wir in den letzten Jahren schon mit geringen Kürzungen veröffentlicht, nämlich die köstliche Schilderung der Kinderzeit in Duvin (Bischofbergers Familienbuch 1942) und die Erzählung der Kantonsschülerjahre (Bündner Jahrbuch für 1945). Dazu ist zu bemerken, daß zwei der gehaltvollsten Briefreihen von Briefband I bereits weitgehend publiziert sind. Joh. Friedr. v. Tscharners Briefe an den jungen Carisch wurden schon 1848 bruchstückweise gedruckt in Vinc. v. Plantas „Leben und Wirken des Joh. Friedr. v. Tscharner“. Außerdem publizierte Prof. F. Pieth die zeitgeschichtlich so ergiebigen Briefe Ulrich v. Plantas unter dem Titel „Zustände in Graubünden 1813/14“ (Bündn. Monatsbl. 1942). Der gleiche aber hatte schon im Bündn. Monatsblatt 1938 aus Briefband I einen ausgiebigen Brief des späteren Obersten R. La Nicca an seinen Freund Carisch über den piemontesischen Fremddienst 1814–16 veröffentlicht. Im gleichen Jahrgang des Monatsblattes hatte sodann F. Pieth außerdem die in Carischs Lebenserinnerungen uns wiedergegebenen gemütvollen Briefe der Heinzenberger Dichterin Nina Camenisch an ihren väterlichen Freund aus den Jahren 1854–56 zum Abdruck gebracht. Das alles wird mithelfen, unsere folgende Darbietung zu kürzen.

Aber noch eines muß vorausgeschickt werden. Wir werden in unserem Lebensbericht dem religiösen und theologischen Werdegang Carischs je und je besondere Aufmerksamkeit schenken. Es sind kirchengeschichtliche Interessen, die uns vor einer Reihe von Jahren zum erstenmal auf ihn hinwiesen. Das war damals, als wir auf Grund bisher nicht bekannter Quellen einem seiner begabtesten Schüler, Prof. Georg Sprecher, gest. 1854 als Dekan der evangelisch-rätischen Synode, nachgingen (siehe unsere Biographie dieses Mannes im Monatsblatt von 1943). Sprecher war es, der uns das Fehlen eines sorgfältigen

geistigen Bildes von Otto Carisch schmerzlich zum Bewußtsein brachte. Wir wurden gewahr, daß der eine wie der andere dieser beiden vorübergehend führenden Bündner Theologen einst im Begriffe war, dem Pfarramt aus inneren Gründen zu entsagen, und dann durch die Theologie Schleiermachers den Mut zurückgewann, als evangelischer Prediger und Seelsorger in einer Gemeinde zu stehen, und dies mit voller innerer Beteiligung. Der religiöse und theologische Entwicklungsgang, der sich bei Dekan Sprecher in einigen Semestern vollzog, erstreckte sich aber bei Otto Carisch auf ein Jahrzehnt und wird bei diesem Vertreter einer älteren Theologengeneration doppelten Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit erheben dürfen.

### **Herkunft, Kindheit und Knabenjahre**

Am 28. September a. St., somit am 10. Oktober 1789 ist Otto Carisch in Sarn geboren worden. Ehe wir auf seine Familienverhältnisse eintreten, muß ein Wort gesagt sein über den Familiennamen. Er selbst verbreitet sich darüber in der Einleitung zur Autobiographie. Die ältere Schreibung ist Decarisch, und es scheint, daß die Familie das „de“ als Adelsprädikat auffaßte; dies um so mehr, da ein Decarisch Landrichter des Oberen Bundes war und ein anderer Podestat in den Untertanlanden gewesen sein soll. Er selbst hat dies in reiferen Jahren durchaus abgelehnt in der richtigen Erkenntnis, daß es sich einfach um einen Lokalnamen handle und Carisch (Haus des Risch = Richard) die Bezeichnung eines der Einzelhöfe war, aus denen das Dorf Sarn zusammenwuchs. In seinen Büchern und Aufsätzen nennt er sich Carisch (ohne das de), und das entsprach auch seinem demokratischen Bekenntnis. Doch gibt er selbst zu, daß seine zahlreichen Beziehungen zum Bündner Adel in den Kantonsschul- und Studentenjahren zum Teil diesem klangvollen „de“ zu verdanken seien, das er damals und auch später noch führte, wenschon in der zurückhaltenden Form Decarisch.

Die Eltern nennt er „einfache, wenig gebildete und damals auch ziemlich unbemittelte Bauersleute“. Es waren das Duff

(David) de Carisch von Sarn und Trina (Kathrina) Capeder von Duvin. Die Mutter „aus einer achtbaren, damals wohl der reichsten Familie“ jenes entlegenen, restlos reformierten Lugnezer Dorfes. Vater und Mutter waren Vollromanen. Der Abgang dieser Sprache am Heinzenberg hatte erst eingesetzt, in Duvin aber wurde sie ganz ausschließlich gesprochen, auch im Gottesdienst. So wurden denn auch die Carisch-Kinder romanisch getauft. Nutt (Otto) hatte noch einen etwas älteren Bruder Fadrig (Friedrich) und einen jüngeren Biet (Beat) und außerdem eine jüngere Schwester Frena (Veronika), die schon im Kindesalter starb. Von den beiden Brüdern werden wir später wieder hören. Während die väterliche Familie ökonomisch und auch an Bildung zurückgegangen war, stand die mütterliche noch sichtlich im Flor. Carisch rühmt seiner Duviner Großmutter nach, daß sie „einen ordentlichen romanischen Brief schreiben konnte“ und verwandtschaftlich mit den Schmidt und den Gabriel in Ilanz zusammenhing. Trotz dem ökonomischen Rückschritt scheint auch in der väterlichen Familie religiöser Sinn geblieben zu sein. „Mein Vater und sein Bruder waren gute, tätige Männer und in der gewöhnlichen Weise auch fromm, d. h. insofern, daß sie den Gottesdienst nicht versäumten und morgens und abends ihre Andachtsübungen nicht ohne Sammlung verrichteten. Die Eindrücke, die ich vom Lesen meines Vaters aus einem alten romanischen Gebetbuch auf dem Maiensäß empfangen habe, gehören zu den wohlthätigsten, die mir im väterlichen Haus in religiöser Beziehung zuteil geworden sind, und diesen religiösen Anflug verdankte dieser selbst, wie er es dankbar rühmte, seinem Stiefvater“, der „ein schöner holländischer Flügelmann, aber dem Trunk ergeben war“. Also auch hier ein Stück öfter hervortretender übler und segensreicher Einwirkung des damaligen Bündner Waffendienstes in Holland.

Doch sind das Eindrücke aus Carischs späterer Knabenzeit. Wir aber kehren in seine früheste Kindheit zurück. Er selbst erzählt: „Zur Unterstützung der Eltern und weil ich den Namen des mütterlichen Großvaters trug, wurde ich schon in meinem 15. Monat von diesem nach Duvin genommen, wo ich dann auch bis zu meinem zehnten Jahre blieb.“ Das war ein Eingriff in das junge Leben, der leicht nachteilig werden konnte, der

aber, wie man deutlich erkennt, das Gemütsleben des Knaben günstig beeinflusste. Der Lebensrhythmus im damaligen Duvin, dazu in wohlhabendem Hause, war dem Kinde wohltuender als der ziemlich harte Daseinskampf im Elternhaus am Heinzenberg. Als Carisch wenige Jahre vor seinem Tode daran hinging, sein Leben aufzuzeichnen, malte er mit sichtlich inniger Freude die Bilder aus seiner Duviner Zeit 1790–99. Auch schriftstellerisch gehören sie zum Anziehendsten in seiner Autobiographie, und wenn auch der verklärende Schimmer der Alterserinnerung nicht zu verkennen ist, so bleibt doch ihr hoher Wert als Quelle für die materiellen und geistigen Daseinsbedingungen in einem abgelegenen Bündner Dorf des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Das Bauerndorf „von etwa dreißig, meist hölzernen Häusern“ hoch über dem rechten Ufer des Glenner, durch drei tief eingeschnittene Schluchten und die Safierberge von der Umwelt getrennt, war eine kleine Welt für sich. Man war Selbstversorger in allen Dingen und auf eine periodische Auswanderung der jüngeren Generation noch nicht angewiesen. Eigentlichen Reichtum kannte man zwar nicht, „doch war die Armut so wenig zuhause, daß ein Acker, der von einem reichen Einwohner, Scarvont Gion Capeder, in seinem Testament für die ärmste Familie des Dorfes bestimmt war, mehr als dreißig Jahre nicht in Anspruch genommen wurde und sein Zins in die Gemeindekasse floß“. Die Sitten waren patriarchalisch und erfreulich. Ein Wirtshaus gab es nicht, auch sonst keine Alkoholfrage; denn ein bescheidener Brantweingenuß beschränkte sich auf die Tage um Neujahr, und Wein, der nur für Hochzeiten und Tauffeste in Betracht kam, wurde von einem Kapuziner im Lugnez bezogen. Getanzt wurde von der Jungmannschaft gelegentlich wie andersorts, doch vertrat das nach einer Tanzmelodie gesungene Tralala-Tralala der Mädchen die Musik. Carischs Großvater war zwar, wie schon erwähnt, der vermöglichste Bauer des Dorfes, hatte aber in seiner Jugend das Schneiderhandwerk gelernt, und der Zweitreichste, sein späterer Mitschwäher, das Schusterhandwerk. Der sonntägliche Kirchgang war eine selbstverständliche Sache, sogar für den Fremdling, der an solchem Tage das Dorf betrat, ebenso selbstverständlich war aber die Gastfreundschaft, mit der dann dieser Fremde von mehreren Seiten zu Tisch ge-

laden wurde. Bei Tisch aber wurde die Predigt häufig besprochen. Wie weit die Bibel in den Häusern verbreitet war, läßt sich nicht erkennen. Was jedoch nicht fehlte, war die romanische Übersetzung der helvetischen Konfession und der Katechismus des Stephan Gabriel. Der Pfarrer scheint im Religionsunterricht auch Hübners Biblische Geschichten verwendet zu haben. Das hochwürdige Amt wurde damals (1792–1818) durch Luzius Cabalzar von Duvin verwaltet, „ein alter Mann und sehr frommer, verständiger und allgemein geachteter Pfarrer“.

Sehr anziehend erzählt Carisch von den üblichen Kinder- und Knabenspielen in Duvin, den Hochzeitsbräuchen und dergleichen Dingen. Diese Anfänge der Autobiographie sind so zur Fundgrube unserer Volkskunde geworden, und man erkennt, daß der Erzähler ein aufmerksamer Zeitgenosse der Gebrüder Grimm, Fröbels und Hoffmanns von Fallersleben war. Über den ersten Schulunterricht schweigt er sich aus, obschon nicht zu bezweifeln ist, daß in dem gutgestellten Bauerndorf wenigstens vom Dezember bis anfangs März ein solcher erteilt wurde. Um so liebevoller berichtet er über einen zwanglosen, wohl sommerlichen Unterricht mit einigen Kameraden beim alten Ortspfarrer. Eigentliche Knabenfreundschaften zu schließen, sei ihm schwer geworden. Er führt's auf sein wenig sympathisches Äußeres zurück; wir vermuten aber, seine etwas verwöhnte Stellung im großelterlichen Hause sei dran schuld gewesen, und Spuren dieser so wohlgemeinten Fehlerziehung sind ihm noch recht lange geblieben.

Im Februar 1799 starb die vielliebende Duviner Großmutter, und jetzt erschien von Sarn her die Mutter, um ihren Zweitältesten ins Elternhaus zurückzunehmen, nicht ahnend, daß der Augenblick für die Reise der denkbar ungünstigste war. Diese geschah am 23./24. Februar alten Stils und sollte über Versam und Rüzüns an den Heinzenberg führen. Aber man lief in den Kanonendonner hinein. General Demont war mit seinem französischen Detachement über Kunkels in Graubünden eingerückt und trieb die schlecht bewaffneten, sich ihm entgegenstellenden Bauern bei Reichenau auseinander. Die kleine Lugnezer Reisegesellschaft mit dem 9½jährigen Nutt Carisch in der Mitte mußte in Versam nach Safien hinein abbiegen und erreichte in

beständiger Angst erst am folgenden Tag über Tschappina das heimatliche Sarn. Damals, als das Entsetzen der Fliehenden den Höhepunkt erreicht hatte – es mag im Aclatobel gewesen sein –, fing der kleine Nutt an, seine in Duvin gelernten zahlreichen Bibelsprüche, Liederverse und Gebete herzusagen, und so hat er denn seine erste Predigt gehalten, sich selbst und den anderen zum Trost. Den Vater und die waffenfähigen Männer von Sarn fanden sie nicht zu Hause, doch trafen auch sie am folgenden Tage ein, glücklicherweise unverletzt. Sie hatten auf der Bonaduzer Ebene vor der Übermacht der Franzosen kapituliert. Die zwei Kompagnien Österreicher waren, nach Carischs Erzählung, gefangen genommen worden, die Bauern aber hatte man heimgeschickt.

Der im großelterlichen Hause zu Duvin, „dem Haus des Überflusses“, nach eigenem Geständnis verwöhnte Knabe fand sich schwer in die strengere Arbeitsweise des väterlichen Hauses in Sarn. Er war froh, wenn man ihm überwiegend die häuslichen Arbeiten überließ. Das stimmte auch eher zu dem Versprechen, das ihm die Mutter beim herben Abschied von Duvin gegeben hatte, er dürfe studieren, d. h. nach damaligen bäuerlichen Begriffen ein Pfarrer werden. Und es wurde Wort gehalten. Man schickte den Knaben nicht nur ohne Verzug in die kurzdauernde Winterschule, sondern übergab ihn auch frühe schon dem Ortspfarrer zum Lateinlernen. Dieser aber betrieb den Auftrag nach so sinnloser Methode, daß dem kleinen Nutt in Kürze sein Studientraum zerfloß und er sich weigerte, diesen Unterricht weiter zu besuchen und ein Pfarrer zu werden. Aber die Mutter hatte mehr Ausdauer als der Sohn. Ein bißchen Pfarrerblut floß in ihren Adern. Sie setzte eine weitergehende Ausbildung durch und mit einer harmlosen List sogar das Lateinlernen. Im benachbarten Flerden leitete der tüchtige Pfarrer Friedrich La Nicca (nach der Synodalmatrikel Nica), ein Verwandter der Familie Carisch, eine Art privater Realschule für Bauernsöhne, denen die winterliche Gemeindeschule nicht genügte, und bereitete sogar einige, die es wünschten, für den Pfarrerberuf vor. Es war im November 1802, d. h. noch 1½

Jahre vor der Eröffnung der evangelischen Kantonsschule in Chur, als der unterdessen knapp dreizehnjährige Nutt Carisch in dieses Institut zu Flerden als Schüler eintrat. Es beruhte auf einer Verabredung Pfarrer La Niccas mit der klugen Mutter, daß der Knabe hier dann fast unversehens auch im Latein saß, das er bei der vernünftigen Methode des Lehrers nun nicht mehr verabscheute. Die meisten Schüler verköstigten sich zum Teil selbst mit den Lebensmitteln, die man ihnen, kaum kärglich, von Hause zukommen ließ. Nur das Mittagessen wurde in einem befreundeten Bauernhause eingenommen. Die älteren Bauernsöhne kehrten jeweilen über Sommer ins Elternhaus zurück zur landwirtschaftlichen Mitarbeit. Ihr Hauptlernziel war die Erlernung des Deutschen in Wort und Schrift, für viele Heinzenberger ja damals noch eine Fremdsprache. Anders hielten es die Aspiranten für den Pfarrerberuf. Sie blieben, wenschon mit gewissen Unterbrechungen, auch über Sommer. Carisch urteilte später recht ungünstig über diese Vorschulen des geistlichen Hirtenamtes, die ziemlich zahlreich bestanden. „Mit der Wissenschaftlichkeit dieser Wegbereiter zum geistlichen Amt stand es damals durchgängig übel und weit schlimmer als in allen früheren Zeiten. Ein wenig Latein, und welches! Man traktierte die Kompendien von Turretini und Osterwald und daneben eins für Kirchengeschichte, alles meist wörtlich auswendig gelernt.“ Doch spricht er mit Achtung von Pfarrer La Nicca und dessen geistiger Regsamkeit. Die Einführung in die Theologie erlebte er aber in dieser Schule nicht. Er bezeugt, daß hier im ganzen fleißig gearbeitet wurde. Abends sodann, in der Dämmerung, gab es jeweilen eine Art Konfirmandenunterricht. „So blieb ich denn in Flerden bis ins fünfte Jahr bei ungefähr gleicher, mehr oder minder fortschreitender Beschäftigung, und das war zu lange, wirklich zu lange.“ Nach einem erbitterten Streit mit seinen Kameraden beim beliebten Spiel des Mazzaschlagens läuft er unwillig weg und kehrt nach Sarn zurück, doch, wie wir sehen werden, nur für wenige Wochen.

## Der Churer Kantonsschüler

Mai 1806 — Mai 1811

„Nicht ohne Mühe erhielt ich von meinen Eltern die Erlaubnis, die Kantonsschule in Chur zu besuchen“, und es ist begreiflich, hatten sie doch gehofft, ihr Nutt werde sich durch Pfarrer La Nicca in wenig Jahren „auf die Kanzel stellen lassen“. Aber das gleiche Ziel ließ sich mit einiger Fristverlängerung nun auch auf unserer jungen evangelischen Landesschule erreichen. Sie war ja von Anfang an, d. h. seit 1804, verbunden mit dem sogenannten theologischen Institut, d. h. der Bildungsanstalt für Bündner Pfarrer. In etwa vier Jahren sollte es dem jungen Carisch möglich sein, auch hier die Kanzel zu erreichen. Allerdings mußten die Kosten bedeutend höher werden als im rein bäuerlichen Flerden. Es fehlte indes nicht völlig an Mitteln. Der Wohlstand der Familie hatte sich wieder gehoben. Man sandte dem studierenden Sohn das Nötige, ließ aber nicht selten durchblicken, daß er seine beiden Brüder verkürze, und das bewog ihn dann schließlich zu einem unbedachten Schritt, der seine Studien noch verlängerte.

„Mit sehr geringen Kenntnissen, aber großem Eifer, zu lernen“, bezog der 16½-Jährige im Mai 1806 die Landesschule. Er trat in die III. Klasse, d. h. die Gymnasialabteilung ein, die nach dem in diesem Zeitpunkt noch geltenden Schulreglement in mindestens vier Jahren entweder aufs Universitätsstudium oder für den Eintritt ins Pfarramt vorbereiten sollte. In der Matrikel für den Sommer 1806 ist Otto Carisch (geschrieben Decarisch) für das Griechische eingetragen, das er nun in Chur begann. Unterstellt ist er nach der damaligen Schulordnung der besonderen Aufsicht von Professor Gautzsch, der die alten Sprachen lehrte<sup>1</sup>. Bei seinem Eintritt traf er vier Hauptlehrer an: Peter Saluz, Gutmann, Richter und Gautzsch. Über seine mitgebrachten Kenntnisse äußert er sich: „Ich wußte nicht einmal das Notwendigste von der vaterländischen Geschichte. Im Lateinischen hatte ich noch keinen Klassiker gelesen, sondern nur die Gespräche in Langes Grammatik und die biblischen Geschichten von Castellio übersetzt. Nicht nur Schiller, Johannes Müller und Gellert, sondern auch Salzmann und Campe waren

mir ganz unbekannte Namen.“ Offenbar aber gelang ihm das Sicheinarbeiten ziemlich rasch, und es bedeutete für den Bauernburschen eine große Ermutigung, als er nach Ablauf des ersten Halbjahres ein Prämium in Form eines nötigen Schulbuches in Empfang nehmen durfte. Es fehlte ihm auch nicht an guten und weniger förderlichen Kameraden. Genannt werden durch Carisch die Heinzenberger J. G. Wazzau, Marugg und La Nicca (der Flerdener Pfarrerssohn); dann aber der besonders begabte Safier Tester, der spätere, sehr geschätzte Mathematiklehrer an der Bündner Landesschule, und endlich der unbeholfene, leichtgläubige, aber keineswegs geistlose Sohn des Thusner Pfarrherrn Dekan Leonh. Truog. Konvikt gab es keines, wohl aber eine Reihe von Kosthäusern. Die Disziplin war bei der noch geringen Schülerzahl, die erst allmählich auf 70–80 anwuchs, ziemlich leicht zu handhaben. Gegenseitig erzogen sich die Schüler durch allerlei Spott und Schabernack, aber auch gelegentlich durch tapferes Einstehen für die Disziplinarordnung, die z. B. das Kartenspiel untersagte. Im ganzen muß die Haltung gut gewesen sein. Auffallend ist, wie leicht Schüler vom Lande in guten Bürgerfamilien Zutritt erhielten, auch zu ihren Tanzanlässen. Man scheint sich recht zwanglos bewegt zu haben. Das strengere Regiment des Rektors Hold begann erst 1814, wurde dann aber von der Schulbehörde recht begrüßt.

Im Herbst 1807 (nicht 1808, wie die Autobiographie sagt) beging Carisch nach seinen eigenen Worten eine „große Torheit“, die aber seinem Charakter alle Ehre macht. Er verließ die Churer Schule, „um nach Sarn zu gehen und da die beiden Brüder Friedrich und Beat zu unterrichten“. Aber diese wußten ihm wenig Dank, fanden auch wohl im landwirtschaftlichen Betrieb nicht die nötige Zeit für den Unterricht. So kehrte er im März 1808 nach Chur zurück und hatte nun das zweite Mißgeschick, an einem Gallen- und Nervenfieber zu erkranken. Die gute Mutter eilte zur Pflege herbei und durfte nicht nur die völlige Genesung erleben, sondern auch eine starke körperliche Nachentwicklung des bis dahin klein gebliebenen Sohnes.

Es mag hier der richtige Ort sein, Carischs jetziges und späteres Verhältnis zu seiner Familie zur Sprache zu bringen. Es war inniger, als man bis dahin annehmen möchte. Darüber er-

fährt man zwar weniger aus der Selbstbiographie, als aus der späteren Korrespondenz Carischs mit seinen Freunden. Der gesellschaftlich bevorzugte Bruder war sichtlich darauf bedacht, die Lage seiner Familie zu heben. Friedrich, der ältere Bruder, war deutlich für die väterliche Landwirtschaft bestimmt. Wir begegnen seinem Namen in einem Brief des Vetters Anton Camenisch in Sarn vom 8. Oktober 1811 an Carisch, wo es heißt: „Dein Bruder Friedrich ist mit den Oberländern auf den Lauiser Markt“, und das läßt vermuten, daß dieser Heinzenberger Bauer auf den bei den Bündnern damals so beliebten Viehmärkten von Lugano und Varese nicht nur eigenes Vieh verkaufte, sondern sich als Händler in diesem wichtigen Ausfuhrartikel betätigte. Besondere Absichten aber verfolgte Carisch mit seinem jüngeren Bruder Beat. Nach seinem Weggang von Chur (1811) veranlaßte er, daß man diesen wenigstens vorübergehend auch die Kantonsschule besuchen ließ (Liver an Carisch, 4. September 1814), und bemühte sich darauf, ihn im holländischen Soldatendienst unterzubringen, selbstverständlich mit der Hoffnung auf baldiges Avancement. Zu diesem Zweck hatte er sich an den mit ihm befreundeten Ulrich v. Planta in Tamins (später Besitzer des Schlosses Reichenau) gewandt, der als Hauptmann im soeben zu organisierenden Regiment Jakob v. Sprechers diente. Es war dann den Bemühungen dieses Freundes auch gelungen, Beat im Regiment Sprecher unterzubringen, nicht als gewöhnlichen Soldat, sondern als Kadett, d. h. als Offiziersaspirant. Aber am 11. Februar 1817 schrieb Planta von Maastricht aus an Carisch nach Bergamo: „Es ist ganz gewiß, daß Dein Bruder im Wissenschaftlichen keine Fortschritte machen, sondern höchstens auf dem Punkte stehen bleiben kann, wo er jetzt steht. . . . Für den Dienst hat er wenig oder gar keine Anlagen und darf kein bedeutendes Avancement erhoffen. Daher glaubt der General Sprecher, er sollte um seine Entlassung fragen. . . . Frägst Du mich um meinen Rat hierin, so erteile ich ihn unbedingt dahin, den Abschied zu nehmen, was für Deinen Bruder in ökonomischer, intellektueller und moralischer Hinsicht unbedingt das Beste ist.“ Beat scheint den Rat befolgt zu haben und begegnet uns, wie auch Friedrich, in der Folgezeit nur noch einmal, beim Hinschied der Eltern, die 1822

ganz kurz nacheinander starben, „ehe sie die Jahre erleben mußten, von denen es heißt: sie gefallen mir nicht“. Die Erbteilung kam im Frieden zustande. Es muß jeden der drei an Grund und Boden etwas Namhaftes getroffen haben.

Doch wir kehren nach diesem Vorgreifen zu Carischs Kantonsschuljahren zurück. Nach dem so gut gemeinten Abstecher nach Sarn und der darauf folgenden, recht schweren Erkrankung begann die zweite Hälfte der Churer Schulzeit, die Carisch geistig weitaus am meisten förderte. An der Schule erschienen nun drei Lehrer, die geeignet waren, den lebhaften Geist des nunmehr gegen 18jährigen Schülers mit neuen und andauernden Eindrücken zu befriedigen. 1808 trat Prof. Paul Kind sein Lehramt an (der nachmalige Churer Antistes), dessen Unterricht in römischer Geschichte Carisch noch in alten Tagen durch die Erinnerung beglückte, und 1809 traten die beiden Brüder Joh. Baptista und Joh. Friedrich v. Tschärner mit Teilpensen in den Lehrkörper ein, der eine für Mathematik, der andere für deutsche Sprache und Literatur, und es war besonders Joh. Friedrich, der den Heinzenberger Bauernsohn aufs tiefste packte. Er machte den Sprachbegabten zuerst mit dem eigentlichen Wesen der Sprache vertraut und führte ihn ein in die reiche Welt des deutschen Idealismus und seiner Dichtung. Ja er bewirkte u. a. das Phänomen, daß der geborene Romane Carisch für Joh. Peter Hebels alemannische Gedichte eine nie verlöschende Liebe faßte. Wir müssen auf eine eingehende Schilderung dieser Einwirkung verzichten und verweisen auf unsere Publikation der betreffenden Partie von Carischs Lebenserinnerungen im Bündner Jahrbuch für 1945 sowie auf Vinc. v. Plantas Biographie J. Fr. v. Tschärners 1848.

Aber nicht genug an dem. In Wirklichkeit brachte Carisch schon in den zweiten Churer Aufenthalt ein Erlebnis mit, das ihm eine neue Welt erschlossen hatte. Das war sein Verhältnis zum v. Albertinischen Hause in Tamins. Es war der sogenannte Thusner Zweig<sup>2</sup> der Familie v. Albertini, und der Thusner Mitschüler Truog hatte Carisch den Eingang in das vornehme Haus verschafft, damals, als dieser in sein Heimatdorf zurückwanderte, um seine Brüder zu unterrichten. So hatte er dem meistgefoppten, unbeholfenen Schulkameraden etwas zu

verdanken, was, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „meinem Leben eine neue Richtung gab, etwas, weswegen ich meinen unglücklichen Aufenthalt in Sarn in jenem Winter nicht durchaus bedauern konnte“.

Das Schlöbli in Tamins, am aussichtsreichen Südrand des Dorfes, heute umgebaut als Villa Baß-v. Albertini, war damals bewohnt von der Familie des verstorbenen Podestaten und herzoglich württembergischen Kammerherrn Georg v. Albertini. Die Witwe, eine geborene v. Salis-Sils, hielt für ihre Tochter und zwei andere adlige Fräulein eine gebildete Gouvernante, gleichzeitig aber für ihren begabten Sohn Christoph, der keine Schule besuchen konnte. Er war vom 7. Lebensjahr an gelähmt und an den Fahrstuhl gebunden, und die Gebrechlichkeit nahm allmählich überhand, bis er im Januar 1809 im Alter von 17 Jahren starb. Nun war er aber sehr lebendigen Geistes, las und lernte unablässig, trieb Latein, gleichzeitig auch etwas Griechisch und suchte Verbindung mit Schülern und Lehrern der jungen evangelischen Landesschule in Chur, die er, ach so gerne, selbst besucht hätte. So verkehrten denn auch verschiedene Kantonschullehrer in dem gastlichen Haus. Genannt werden der vielwandernde Gautzsch und der eben erst (1807) in den Lehrkörper eingetretene Joh. Konr. Herold. Trotz der Schwerhörigkeit der Mutter und der Gebrechlichkeit ihres Sohnes pulsierte da ein reges gesellschaftliches Leben, und aus dem flüchtigen Durchreisebesuch Carischs 1807 entwickelte sich eine Freundschaft mit Christoph v. Albertini, die beiden eine Bereicherung bedeutete. Carisch hat in seinem Briefband gut ein Dutzend Briefe seines Freundes liebevoll aufbewahrt, nicht weil er sie für bedeutend hielt. Bedeutsam aber ist das Vorwort, das er ihnen gab: „Als einfacher und sehr ungebildeter Bauernknabe kam ich zuerst in das Haus und lernte da eine Menge gute, sich auf höherer Stufe des äußeren Glücks und der inneren Bildung befindende Menschen beiderlei Geschlechts und das Schöne und Angenehme solcher Gesellschaft schätzen und lieben. Die Mutter Christophs war eine der vorzüglichsten Frauen, die ich je kennenlernte, seine Schwester ein schönes, in jeder Beziehung liebliches Mädchen in der Blüte der Jahre. Seine Base Deta v. Planta, Julie v. Salis und ihre Gespielinnen ließen mir unvertilgbare,

wohlwollende Eindrücke auf mein Gemüt zurück. Dort lernte ich die meisten bedeutenden Bündner Herren jener Zeit kennen, desgleichen die Klassiker unserer Literatur, und ich kann wohl sagen, daß dieses Haus es vorzüglich war, das mir die Quelle so vieler Freuden geworden ist und der Anstoß, der meinem Leben eine bessere Richtung gegeben hat.“

Die in manchem noch kindlichen Briefe des jungen Albertini lassen erkennen, daß der Gelähmte keineswegs moros sein Geschick bejammerte. Er sendet Carisch Bücher aus der Familienbibliothek und plaudert gerne auch von den gesellschaftlichen Anlässen des Hauses. Auch seinen ersten Abendmahlsbesuch erzählt er und die Vorbereitung darauf, die er sich durch die Lektüre von Predigten des damals viel gelesenen Dresdener Hofpredigers Franz Volkmar Reinhard sowie durch Zollikofers Katechismus der Hauptsache nach selbst verschafft. Die Erstkommunion macht er aber doch in der Dorfkirche mit, wohin man ihn im Rollstuhl fuhr. Im Winter 1808/09 sieht er mit für sein Alter erstaunlicher Fassung sein Ende kommen. Er macht eine Art von Testament. Darin verbat er sich ein Begräbnis in der Kirche, wie es bisher wohl noch ein Vorrecht seiner Familie gewesen war<sup>3</sup>, vermachte der Schule von Tamins 400 Gulden und jedem seiner Freunde ein Buch. Otto Carisch erhielt Pfeffels Fabeln, „da er an diesen stets großes Wohlgefallen gezeigt habe“. Dieser aber fühlte zeitlebens deutlich genug, daß für seine Erziehung der Verkehr in diesem Albertinihaus von entscheidender Bedeutung geworden war. Der Bauernbursche hatte sich äußere und geistige Umgangsform angeeignet.

Auf weitere Darstellung von Carischs Leben und Treiben als Kantonsschüler verzichten wir aus dem früher genannten Grunde<sup>4</sup>. Es genügt uns, noch zu sagen, daß er in seiner Autobiographie diese fünf Jahre mit Worten vorbehaltloser Dankbarkeit gegenüber seinen Lehrern abschließt. Nun mochte ja der zeitliche Abstand von 40–50 Jahren manches verklären. Doch werden wir uns kaum täuschen, wenn wir das erste Jahrzehnt des Bestehens unserer Landesschule auch für das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülerschaft als Zeit der ersten Liebe bezeichnen. Carischs Freund, der Berner Bernhard Studer, dem wir später wieder begegnen werden, schreibt am

30. September 1812 an seinen Mitstudenten: „Ihre Professoren in Bünden müssen gewiß recht wackere Leute sein, da Sie immer mit so großer Achtung und Liebe von ihnen sprechen.“

Was uns jedoch noch fehlt, ist ein Einblick in die christliche Glaubenslage des jungen Mannes, der beim Abgang von Chur nun doch schon im 22. Lebensjahr stand und zunächst noch die feste Absicht hatte, Pfarrer zu werden. Zwar gibt es in der Autobiographie ein später eingeschobenes Kapitel mit der Überschrift „Innere Entwicklung“. Aber es zeichnet sich weder durch Gegenständlichkeit noch durch Klarheit aus, und man gerät in Verlegenheit, wenn man's auf seinen positiven Gehalt untersucht. Kritisch urteilt der Verfasser hier über die religiösen Eindrücke seiner frühen Jugend und ebenso über den Konfirmandenunterricht (hier braucht er diesen Ausdruck) seines von ihm sonst geachteten Flerdener Religionslehrers. Es „scheint“, daß all dies das Tiefere in Carisch nicht erreicht hatte. Auch spürt man nichts von Einsicht in den Wert und die Bedeutung der religiösen Tradition, an der es doch, wie wir es von früher her wissen, Carischs Jugendjahren nicht mangelte. Aus den Churer Schuljahren nennt er, abgesehen von J. Fr. v. Tscharners Deutschunterricht, nur einen stärkeren religiösen Eindruck. Der sei von der Engadinerin (vielleicht Herrnhuterin) Frau Podestat Misani ausgegangen, die mit ihrer verwachsenen Tochter die gleiche Pension benützte wie er eine Zeitlang. Aber Genaueres darüber erfahren wir leider nicht. Auch vernimmt man nichts von den damaligen Churer Predigern, wie Bavier, Benedikt und Graß. Es war eine ehrwürdige Rechtgläubigkeit, die vermittelt wurde, beim einen mehr, beim andern weniger durchsetzt von Elementen des Rationalismus. Man lebte offenbar an der Kantonsschule in diesen Dingen noch ein sehr gesichertes Leben, und was einem mehr oder minder selbstverständlich ist, davon redet man nicht. In einem aber erkennt man doch, daß der Kantonsschüler Carisch an einer Zeitenwende stand und eine Gärung durchmachte. Er sucht eine innere Erneuerung, streckt seine Hand aus nach Autoritäten, die nicht einfach hergebracht sind. Dabei wird er zunächst aus der geschlossenen kirchlichen Atmosphäre hineingezogen in die moralische Welt von Gellerts und Pfeffels Fabeln und in den

Idealismus Schillerscher Gedichte. Endlich aber ist es die Lebensweisheit des Horaz, die ihn packt und anspornt. Er hatte, bewußt oder unbewußt, den Schritt getan aus der Tradition in die eigene geistige Welt, soweit wir's heute noch zu erkennen vermögen.

### **Bern**

Mai 1811 – Oktober 1813

Nach der verschärften Studienordnung von 1809 hätte Otto Carisch nun nach seinen fünf Gymnasiums Jahren noch ein Jahr lang ausschließlich theologische Studien pflegen müssen. Ob an einer Universität oder an dem der Kantonsschule angeschlossenen theologischen Institut, das stand ihm frei. Darauf war er berechtigt, sich zur Prüfung pro ministerio zu melden und je nach deren Ergebnis die Wählbarkeit als Bündner Pfarrer zu beanspruchen. Er stand somit im Frühling 1811 schon recht nahe am Ziel, und aus der Bemerkung in einem Brief seines Freundes Hartmann Bavier ist zu schließen, daß er zu Ostern 1811 seine erste Predigt hielt „mit Anstand und Würde“, und zwar in Chur. Wenn er nun einen anderen Studienweg einschlug, so bedeutete dies zwar für seine Eltern eine Enttäuschung, aber es entsprang dem berechtigten Drang nach Vertiefung seiner Vorbildung, vielleicht aber auch der Hoffnung, auf dem neuen Weg nicht länger die Unterstützung seiner Familie beanspruchen zu müssen. Er hatte, wie wir wissen, Freude an den alten Sprachen gewonnen und bei Tschärner an einem tieferen Erfassen der deutschen Sprache und Literatur und strebte nun zunächst einfach darnach, seine Maturitas, wie wir's heute nennen würden, zu vervollständigen. Ein eigentliches Maturitätsexamen für alle Fakultäten gab es in Chur noch längere Zeit nicht. Gautzsch, Joh. Friedr. v. Tschärner und auch der damalige Churer Rektor S. Benedikt unterstützten seinen Plan. Gautzsch und Benedikt hofften, ihm durch ihre Empfehlung in Bern gut honorierte Privatstunden zu verschaffen, und weiter noch ging der vermögliche Tschärner mit dem Anerbieten eines nicht eng befristeten

Darlehens. Ein theologischer Stipendienfonds wurde erst 1826 auf Anregung des Bürgermeisters Christoph v. Albertini gegründet<sup>5</sup>, und später war es Joh. Friedr. v. Tscharner, der sich dieser kirchlichen Sorge besonders annahm<sup>6</sup>. Dieser ebenso weitblickende wie einflußreiche Betreuer unseres Bildungswesens verfolgte wohl damals schon mit dem begabten Carisch den Plan, an ihm eine einheimische Kraft für die bündnerische Landesschule zu gewinnen. Es mochte wenige geben, die Wert und Bedeutung, Vorzüge und Mängel der Schule so durchschauten wie er. Pfarrer Benedikt, der Nachfolger des trefflichen Saluz im Rektorat, war zu wenig autoritativ, Hold aber trat erst 1814 sein Amt an. An einheimischen Lehrkräften für die Mittelschule war großer Mangel, und sich mit auswärtigen zu behelfen, sollte in der Folgezeit noch allerlei Nachteile zeitigen.

So reiste nun der 21½jährige Carisch nach Bern an die Akademie und überschritt zum erstenmal in seinem Leben die Bündnergrenze. Er tat es übrigens unter sicherem Geleit. Hauptmann Balthasar Bundi von Ilanz, der nachmalige bekannte Oberst Bundi, reiste in seine Garnison nach Namur und nahm den Bündner Studenten mit. Von der Reise ist bemerkenswert, daß Carisch mit Staunen noch die traurigen Erscheinungen der Rückstauung des Walensees, wie sie besonders im Frühling auftraten, wahrnehmen konnte. Es war noch 21½ Jahre vor der Indienststellung des erlösenden Linthkanals.

Die Berner Akademie war im Vorwinter 1805 eröffnet worden. Sie beanspruchte nicht das Gewicht einer voll ausgebildeten Universität und hatte eine Unterabteilung (Vorbereitungsanstalt), philosophische Fakultät genannt, an die sich als obere die Fakultäten der Theologie, der Medizin und der Jurisprudenz anschlossen. Zur Erteilung der Doktorwürde war sie nicht befugt. Es bestand auch Kollegienzwang und beschränkte Lehrfreiheit<sup>7</sup>.

Carisch bezog die Unterabteilung, fühlte sich aber auch für sie recht ungenügend vorbereitet. Die Churer Schule hatte gewiß das Mögliche geleistet, doch ist nicht zu vergessen, daß ein straffer Lehrgang dort in den Anfangszeiten nicht durchführbar war. Gelegentlich mußte ein Schüler zwei Jahre in der gleichen

Klasse ein Fach nehmen, weil Schülerzahl und Lehrkräfte nicht eine strenge Klassentrennung gestatteten. So konnte es denn vorkommen, daß einer, der in Chur zuletzt Caesar gelesen hatte, in Bern direkt zum gedrängten Latein des Tacitus übergehen mußte. Auch Carisch wurde erst in Bern vertrauter mit Horaz und fühlte sich selbstverständlich nicht gewachsen, wenn er dort den Homer aus dem Griechischen ins Latein übersetzen sollte. Um so erfreulicher ist es, aus den Briefen feststellen zu können, wie treulich ihn Professor Gautzsch auch in diesen Dingen berät bis aufs Wörterlernen im Latein und Griechisch. Zur Pflege des Deutschen empfiehlt er ihm Lessing.

Das war W. B. Gautzsch aus Hannover, der 1805 von der Aarauer Kantonsschule her nach Chur gekommen war für alte und neuere Sprachen und Geschichte. Er tritt uns in sieben noch erhaltenen Briefen an Carisch sehr sympathisch entgegen. Allerdings war er nicht nur sein Lehrer, sondern auch sein Tischgenosse in der Pension Rechsteiner in Chur gewesen. Auch war Carisch zeitweilig sein durch die Schulbehörde honorierter Assistent für den Lateinunterricht<sup>8</sup>. Gautzsch war ein Mann von Kenntnissen und Geist und hat sich bei uns ein dauerndes kleines Denkmal geschaffen durch seine Biographie des ersten Kantonschulrektors Pfarrer Peter Saluz, erschienen im Sammler 1808. Sein lediger Stand ließ ihn den Schülern wohl besonders nahe treten. In den damals noch kürzeren Schulferien durchwanderte er das Land und besuchte seine Schüler, kannte aber leider auch die Gasthäuser mit gutem Veltliner nur zu gut. Offenbar war er aus diesem Grund dann 1816 zum Rücktritt von seiner Churer Lehrstelle genötigt und kam für eine Weile als Privatlehrer nach Bergamo. Was J. P. Hosang über ihn 1820 an Carisch schreibt, ist recht betrüblich. Auch seine Freunde scheinen allmählich seiner satt geworden zu sein. Wo und wie er endete, ist uns unbekannt. Aber nun, als Carisch in Bern studierte, ist er noch ein ganzer Mann, und hoch anzurechnen ist ihm, wie er seinen Schüler stets wieder in den Briefen ermahnt, doch ja seine theologische Vorbereitung nicht zu vernachlässigen. Und wie er später vernimmt, dieser habe im Sinn, seine Studien in Heidelberg fortzusetzen, warnt er ihn vor der dortigen „neuplatonischen Theologie“. Immer wieder ist er, der später selbst so

Hilflose, hilfreich seinem einstigen Schüler gegenüber. Und grimmig ist sein Zorn, wie nach Carischs Berner Zeit im Januar 1814 der reaktionäre Putsch des Barons Heinrich v. Salis-Zizers nicht nur die Kantonsverfassung, sondern auch die Existenz der geliebten Landesschule vorübergehend in Frage stellt; ebenso groß aber ist seine Verehrung für unseren teuren Stadtvogt Joh. Friedr. v. Tschärner, der mit wenigen anderen entschlossenen Mut und Festigkeit zeigte; dessen Leben daher auch sehr bedroht wurde“.

Je weniger nun Carisch von seinem Anfangsstudium in Bern befriedigt war, desto freundlicher gestaltete sich bald sein Leben außerhalb der Hörsäle der Akademie. In Chur hatte man ihm geraten, sich an Pfarrer Jeremias L'Orsa zu halten, der Studenten in Pension nehme, und nach einem kurzen Mißerfolg anderwärts richtete er sich darnach. Pfarrer L'Orsa, geb. 1757, war der Sohn des Landammanns in Silvaplana, der einst enge Beziehungen zur Brüdergemeinde gepflegt hatte. So hatte Jeremias zugleich mit Luzius Pol, dem späteren Dekan, einen Teil seiner Ausbildung bei den Herrnhutern in Neuwied empfangen<sup>9</sup>, war dann längere Zeit Hauslehrer bei einer Familie v. Salis gewesen und schließlich ein Dutzend Jahre bei den Grafen von Hallwyl<sup>10</sup>. Nur ein Jahr hatte er dann die Pfarrei Seewis i. Pr. versehen, worauf ihn 1800 die Berner an ihre Nydeckkirche beriefen. Dieser fromme Mann und gewiegte Erzieher hatte mit seinem gedämpften Pietismus wohl Einfluß auf die theologische Entwicklung Carischs gewonnen, und sicherlich nicht zu dessen Schaden, wenn die direkte Verbindung der beiden länger andauert hätte. Ihr gutes persönliches Verhältnis blieb übrigens noch jahrelang bestehen. In der Doppelpension, die L'Orsa neben seinem Pfarramt führte, traf Carisch zunächst mit einer Reihe von Bündner Studenten zusammen, die zum Teil in Chur seine Schulkameraden gewesen waren. Er nennt Rudolf Conrad v. Baldenstein, Theodor v. Mohr und Matthias Walser. „Wir wohnten im Pfrundhaus an der Nydeckkirche, während L'Orsa in seinem eigenen Haus ein Mädcheninstitut führte.“ Hier aber gab es verschiedene Bündnerinnen, wie die Schwestern Maria Magdalena und Sophie Conrad v. Baldenstein, eine L'Orsa von Silvaplana, Casparis von Fürstenau, Bonorandi von Bergamo,

Hammer von Chur. Frau Pfarrer L'Orsa aber muß die Gabe besessen haben, die jungen Leute, Studenten und Töchter, des Sonntagabends in einem anregenden Kreise zu vereinigen, ausnahmsweise auch bei einem Tänzchen.

Unserer fernerer Erzählung mag es förderlich sein, wenn wir die jungen Bündner Studenten vorstellen. Rud. Conrad v. Baldenstein ist der nachmalige Landvogt des Gerichtes Fürstenu<sup>11</sup>. Er studierte die Rechte und bezog hernach die Universität Heidelberg. In den Briefen an Carisch tritt er uns entgegen als Mann von überströmender Lebenskraft, wohl geeignet für das ziemlich laute studentische Treiben in Heidelberg. Es fehlte ihm aber durchaus nicht an Innerlichkeit, so daß er seinen gestiefelten und gespornten Heidelberger Kommilitonen auf der Studentenbude Hebels alemannische Gedichte begeistert vorliest. Etwa ein Jahrzehnt blieb er mit Carisch in freundschaftlicher Verbindung. Weit dauernder aber war dessen Verkehr mit Theodor v. Mohr, dem später so verdienten Bündner Historiker, dessen Vater 1811–19 als Pfarrer im bernischen Guggisberg amte und zuletzt 1820–29 noch in Zerne<sup>12</sup>. Mohr war unter den Bündner Studiengenossen Carischs wohl der wissenschaftlich Begabteste. Ursprünglich Theologe, wandte er sich unter dem Einfluß des Joh. Ulrich v. Salis-Seewis, dem Bruder des Dichters, stets deutlicher der Historie zu, dem Urkundenstudium und der Heraldik und wirkte mit dieser Leidenschaft zeitweilig auch auf den weit mehr dem Heute zugewandten Carisch ein. Die beiden blieben jahrzehntelang in brieflicher wie persönlicher Verbindung. Ja es gab später in Mohrs ziemlich bewegtem Leben Zeiten, da Carisch ihm in schweren Stunden zum Seelsorger wurde. Um so schwerer verzieh er ihm dann in späteren Jahren seinen Übertritt zur katholischen Kirche. Für Mohrs Lebensbild sind die ziemlich zahlreichen, zierlich geschriebenen Briefe an Carisch, soweit sie im Briefband I noch vorliegen, eine nicht unwichtige Quelle. — Als Dritter endlich ist Matthias Walser von Seewis genannt. Er war Jurist und zog hernach nach Heidelberg. Die Churer Professoren interessierten sich sichtlich für ihn. Nach der Heimkehr wurde er zunächst bald der geschätzte Vertrauensmann der Heimatgemeinde und des Hochgerichts. Als Bundslandammann des

Zehngerichtenbunds kam er sodann 1830 in die Bündner Regierung und war außerdem zweimal Abgeordneter zur eidgenössischen Tagsatzung. Erst 41jährig, starb er leider 1833<sup>13</sup>.

Aber nun waren es glücklicherweise nicht nur die eigenen Landsleute, die den Berner Studenten Carisch anzogen; es gelang ihm, in einen weiteren, geistig sehr lebendigen Kreis einzutreten. Er selbst spricht von „einem wissenschaftlichen Verein mit Baggesen, S. und B. Studer, den Brüdern Wyß, Müller, Mohr, Richard, K. Schnell u. a.“. Es müssen alles Theologen gewesen sein, von denen allerdings verschiedene später in andere Fakultäten übersiedelten. Auffallend ist die große Zahl von „Köpfen“ unter ihnen, und die Tatsache, daß verschiedene die Verbindung mit Carisch noch längere Zeit brieflich aufrecht erhielten, läßt darauf schließen, daß dieser nicht nur der Nehmende, sondern auch der Gebende war. Von studentischem Komment hört man nichts, um so mehr aber von wirklichem geistigem Austausch. Mohr ist uns bereits bekannt. B e r n h a r d S t u d e r aber ist der in der Folgezeit berühmte Geologe und Erforscher unserer Alpenwelt<sup>14</sup>. Die Briefe, die er in den Sommern 1812 und 1813 an seinen Mittheologen Carisch schrieb, sind nicht allein herzlich, sondern auch aufschlußreich. Studer sehnt sich weg von der Theologie. Was ihn momentan besonders interessiert, ist deutsche und französische Literatur. Von seiner späteren Hauptwissenschaft spricht er noch nicht, doch kommt seine Geistesrichtung deutlich zum Ausdruck in einer Bemerkung über den Kommilitonen Theodor v. Mohr vom 19. Juli 1812: „Künftige Woche wird Mohr seine Reise nach Graubünden antreten. Mich wundert, was aus ihm noch werden wird. Er studiert jetzt Heraldik bei Tschiffeli, und ich glaube, er wolle sogar noch eine Lektion nehmen im Wappenmalen. Er will die Geschichte betreiben; ich glaube aber nur Schweizergeschichte, und dann wird er so ein Schweizerbürger, der immer nur die alten Helden im Munde führt und über ihnen die jetzt lebende Welt vergißt.“ Und bezeichnend für den Geist jenes Berner Freundeskreises ist es, wenn Studer ein Jahr später nach Schloß Eichberg schreibt: „Der Gedanke, mit vielen andern, die ich um mich erblicke, auch mit Ihnen, werter Freund, einst zur Aufklärung, vielleicht zum Ruhme unseres Vaterlandes beizutragen und in der glück-

lichen Schweiz den Künsten und Wissenschaften ein Asyl zu bereiten, bis der Krieg außerhalb verbracht hat, dieser Gedanke erhebt mich zu sehr, als daß ich ihm nicht die übrigen Bequemlichkeiten und Launen zum Opfer brächte. Er sei auch in Zukunft das festeste Band unserer Freundschaft, die dann erst in Blüte sein soll, wenn Sie in Chur, ich in Bern der Welt den Zins abtragen von dem Kapital, das uns gegenwärtig anvertraut wird.“

Ein weiterer, geistig bedeutender Vertreter des kleinen Theologenkreises, in dem der Student Carisch stand, war Karl Albrecht Reinhold Baggesen<sup>15</sup>, Sohn des dänischen Dichters Jens Baggesen und der Sophie Haller, einer Enkelin des großen Albrecht v. Haller. Als Münsterpfarrer hat er später im kirchlichen Leben Berns eine führende Stellung eingenommen, und zwar als Kämpfer gegen den politischen und religiösen Radikalismus. Unter anderem gehört er auch zu den Gründern des bernischen Freischulwesens, besonders der Neuen Mädchenschule. Gemeinsam mit Carisch war ihm in seinen Studentenjahren ein Unbefriedigtsein von der orthodoxen Apologetik, die in Bern doziert wurde, und hernach ein starkes Ergriffenwerden durch den großen Berliner Theologen Schleiermacher. Während dann aber Carisch die Konsequenzen der Schleiermacherschen Theologie, so wie er sie erfaßte, in ausgesprochen liberalem Sinne zog, wandte sich Baggesen wieder von ihr ab, und das mochte der Grund sein, daß die beiden nicht andauernd in Verbindung blieben. Baggesens Briefe von 1812 befassen sich mit den Sorgen des Hauslehrers, die er auch zu tragen hatte, und mit Angelegenheiten der Literatur (Hamlet, Wilhelm Meister, Iphigenie und dergleichen) sowie mit Joh. v. Müller, Rousseau. Bemerkenswert ist endlich, daß Baggesen den älteren Carisch um Rat angeht über Methodik des Religionsunterrichts. Offenbar galt dieser in diesem Fach unter den Kommilitonen bereits als kleine Autorität.

Aber auch unter den übrigen Personen des genannten theologischen Kreises gab es solche, die es im späteren Leben über eine Durchschnittsleistung hinausbrachten. Richard wurde nach Carischs eigenem Zeugnis Pfarrer und Professor in Straßburg, und von Schnell aus Burgdorf sagt er, „er war un-

streitig der Tüchtigste“, und nennt ihn seinen „besten Freund unter den damaligen Theologiestudenten“. Er sei später Oberlehrer im Waisenhaus Bern und hernach Pfarrer in Ligerz gewesen. In den Gebrüdern Wyß, die Carisch auch hier nennt, vermuten wir Söhne des Berner Münsterpfarrers, von denen der eine später als Herausgeber der „Alpenrosen“ und Dichter des „Rufst du, mein Vaterland“ u. a. allgemein bekannt wurde. Dieser wäre zwar den übrigen des Kreises im Alter voran gewesen und stand als akademischer Lehrer unter ihnen<sup>16</sup>.

Ob nun der gealterte Carisch bei der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen in allem richtig sah, lassen wir dahingestellt. Überraschend ist auf alle Fälle die Stellung des Heizenberger Bauernsohnes unter seinen Studiengenossen. Es zeigte sich, was wir später wiederfinden werden, die Sicherheit, mit der er sich unter Menschen jedes Standes zurecht fand. Dabei wurde ihm nun allerdings zum ausgezeichneten Lehrmeister seine vom zweiten Semester an stets anwachsende Tätigkeit als Hauslehrer im Berner Patriziat. Wir beobachten am Beispiel Carischs die erziehungsgeschichtliche Erscheinung, daß das nachträglich so viel gescholtene Patriziat des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts seine Hauslehrer, die meist aus recht einfachen sozialen Verhältnissen kamen, gesellschaftlich wie geistig erzog und ihnen Kräfte vermittelte, die der Universitätsbetrieb allein nicht zu geben vermochte.

Carischs Hauslehrertätigkeit – der Titel „Hofmeister“ war nun abgetan – beginnt mit einem recht guten Erfolg im zweiten Semester, und zwar beim einzigen Sohn des Generals v. Wattenwyl. Darauf folgt eine kürzere, wie es scheint weniger fruchtbare Zeit bei der Familie v. Erlach-v. Tschärner in Spiez. Ende des Winters 1811/12 aber trat er, auf Empfehlung von Pfr. L'Orsa, seine wichtigste Hauslehrerstelle an bei den drei Knaben des Hauptmanns v. Fischer-v. Sinner. Die Familie wohnte im Winter in der Stadt Bern, den ganzen Sommer über aber auf ihrem Landsitz Schloß Eichberg<sup>17</sup> bei Thun. Während dieser Jahreszeit hatte er den Knaben<sup>18</sup>, von denen die älteren schon 11–15 Jahre zählten, den ganzen Unterricht zu erteilen, im Winter jedoch nur drei Stunden täglich, so daß er nebenbei seine Vorlesungen besuchen konnte. Tisch und Logis

hatte er im Hause v. Fischer, und die Besoldung war nobel zugemessen, die Behandlung sehr vertrauensvoll. Was Carisch 45 Jahre später über seine Stellung in diesem aristokratischen Hause niederschrieb, übrigens auch von der kürzeren Zeit beim General v. Wattenwyl erzählt, ist sehr erfreulich und um so zuverlässiger, da der Berichtende später recht abweichende politische Ansichten vertrat. Besonders den Sommer 1812 nennt er „einen der schönsten und fruchtbarsten seines Lebens“, und mit „großer Liebe“ gedenkt er seiner drei Zöglinge. Herr v. Fischer hatte eine reiche Bibliothek – auch in Eichberg –, die er dem Hauslehrer frei zur Verfügung stellte. Hier vertieft er sich in Wielands Übersetzung des Horaz und vergleicht sie mit dem Original, begeistert sich an Joh. v. Müllers Schweizergeschichte, studiert Rousseaus *Emile* und *Nouvelle Héloïse*, „was mich entzückte und hinriß“, befaßt sich aber auch mit Mathematik (Lacroix und Legendre). Daneben macht er gelegentlich mit den Zöglingen eine Fußreise in die Innerschweiz und steht in brieflichem Verkehr mit seinen Freunden in Bern wie in Graubünden.

Nun aber kam der Winter 1812/13, der für Carischs Lebensweg wichtig werden sollte. Jetzt saß er wieder in den Vorlesungen in Bern, und zwar nun nicht mehr in den Humaniora, sondern in der Theologie. Bei dem tüchtigen Professor Hünerwadel hörte er Kirchengeschichte und merkwürdigerweise auch schon Dogmatik, ohne die vorausgehende Vorbereitung durch alt- und neutestamentliche Exegese, und endete damit, daß er den Plan, Pfarrer zu werden, aufgab. Wir geben ihm selbst das Wort zum Bericht über diese vorläufige Lebenswende. „Herr Hünerwadel aus der Flattschen Schule war, wenn auch nicht übertrieben, so doch gut orthodox, und zwar aus festem Glauben. Dahin hätte er auch seine Zuhörer leiten mögen, und zu dem Ende führte er bei jedem Dogma die Anfechtungen an, die dasselbe von den alten Ketzern und Neologen neuerer Zeit erlitten hatte, worauf dann seine Widerlegung folgte. Das Verfahren verfehlte aber bei aller großen Achtung, die man vor dem Lehrer hatte, den Zweck ganz und gar, wenigstens bei mir und meinem Freunde Schnell; denn uns leuchteten die Einwürfe weit besser ein als die Widerlegung. Ja es wollte uns bedünken, es werde

dabei wie im Prokrustesbett verfahren und je nach dem Bedürfnis gestreckt und gekürzt. Mit großer Lust zur Theologie, ja eigentlich zum Pfarrerwerden, hatte ich mein Studium angefangen, den rechten, festen Glauben in Flerden und Chur bewahrt und unversehrt auch nach Bern gebracht. Jetzt erst begann für mich die Periode der Zweifel, die sich in meinem Gemüt fest ansetzten und mich wirklich sehr beunruhigten. Ich sah klar, daß mir bei solchen Ansichten keine andere Wahl gelassen war, als entweder ein Heuchler zu werden oder aufs Predigtamt zu verzichten. Mit schwerem Herzen und zum großen Herzeleid meiner Eltern entschied ich mich für Letzteres; denn die Religion, so wie sie mir jetzt erschien, in Bünden zu lehren und zu predigen, wäre nicht gegangen, und etwas zu lehren, was ich nicht selbst als wahr fühlte, konnte ich mich nicht entschließen. Und so schied ich von der Theologie, um mich dem Erziehungsfache zuzuwenden.“

An der Ehrlichkeit dieser Schilderung zu zweifeln, ist nicht erlaubt. Aber sie zeigt doch wohl die Dinge nicht in ihrer Ganzheit. Verschiedenes wäre nachzutragen. Zunächst sind wir doch erstaunt über die Raschheit der Wendung. Eigentlich durchgekämpft, wie im Leben manches jungen Theologen, war dieser Konflikt kaum. Und das sollte sich auch später bestätigen, indem der Mann dann, und zwar keineswegs aus äußeren Gründen, doch nicht dauernd von der Theologie loskam. Überraschend ist außerdem, wie schon oben erwähnt, das Fehlen eingehenden Bibelstudiums. Endlich aber kennt man ja aus jener Zeit das Abrücken von der Theologie im allgemeinen, und zwar nicht nur bei denen, die es leicht nahmen. Was in jenen Tagen, da Pestalozzis Institut in Yverdon sich seiner Blüte näherte, die Gemüter zutiefst bewegte, waren Fragen der Erziehung und der Menschheitsbildung. Mehrere der tüchtigsten Mitarbeiter Pestalozzis kamen ja von der Theologie her. Es war nun aber nicht mehr das Erziehungsproblem im Sinne des vulgären Rationalismus, sondern etwas Tieferes, in einer idealen Glaubenswelt Verankertes. Und dies mochte auch Carisch den Übergang zum Lehrer- und Erzieherberuf nahelegen. Joh. Friedr. v. Tschärner aber, immer noch der geistige Führer Carischs, rät diesem im Februar 1813, nur dann Pfarrer zu werden, wenn der innere Drang vor-

handen sei, und fährt fort: „Ich überzeuge mich, daß, wenn Sie nicht Religionslehrer werden wollen, dieses nicht vom Mangel an Ehrfurcht und Liebe für das Heiligste im Menschen herrühre, eher vom Gefühl, nun einmal hierin nicht Vorzügliches leisten zu können.“

Nicht unwichtig in der Zeit des Schwankens mag für Carisch ein Erlebnis mit seinem Churer Schulfreund *Hartmann Bavier*<sup>19</sup> geworden sein. Dieser war der Sohn reicher Eltern in Chur, der Enkel des Begründers des Bank- und Speditionshauses *Simeon & Joh. Bapt. Bavier*, und war von der Kantonsschule weg nach Basel in eine Handelslehre geschickt worden. Das Leben als Kantonsschüler hatte er wenig ernst genommen, und er gehörte nach seinen eigenen Worten zu jenen, die *Joh. Friedr. v. Tschärner* „verkannten“. Nun hatte er aber, vielleicht nicht ohne Carischs Einfluß, eine Art Bekehrung durchgemacht. Nicht zwar im Sinne des Pietismus, den er in Basel kennenlernte, sondern in Form einer Begeisterung für die Religion als sittliche Vervollkommnung. Er interessiert sich sehr für die Vorlesungen über „natürliche Religion“, die Carisch offenbar im Winter 1811/12 in Bern hörte. Nicht die pietistische Weltflucht, sondern die „Veredlung“, so betont er, sei das Ideal des „Freundes der Religion“. Rührend ist es dann, wie er Carisch ersucht, *Joh. Friedr. v. Tschärner* gelegentlich um Verzeihung zu bitten für das mangelnde Verständnis, das er ihm bewiesen habe, nicht minder aber, wie er dem Freund, dessen bedrängte ökonomische Lage er kannte, einen stattlichen Teil seines Taschengeldes zukommen ließ. Vielleicht ist *Bavier* der Spiegel, in dem wir auch Carischs damaliges Angesicht erkennen, und so war dieser leider wieder nicht ermutigt, den damals neu aufblühenden Pietismus wenigstens kennenzulernen.

Der Entschluß, Lehrer und Erzieher zu werden, war nun im Winter 1812/13 gefaßt, und das mochte auch drauf einwirken, seine Ausbildungspläne über das Haus *v. Fischer* hinauszuführen. Das führte ihn nun aber in einen Gewissenskonflikt hinein. Die Patrizierfamilie hatte ihn mit Aufmerksamkeit überhäuft und *Herr v. Fischer* ihm ein Einkommen gesichert, das nach Carischs eigenem Bekenntnis ein gewöhnliches Hauslehrersalär weit überschritt. Nun erhielt er im Mai 1813 vom Seidenherr

Antonio Frizzoni in Bergamo die Anfrage, ob er nicht Lust hätte, bei ihm als Hauslehrer seiner drei Knaben einzutreten. Seine Unterrichtsaufgabe werde sich auf Französisch, Italienisch und Deutsch und etwas Arithmetik erstrecken, und es war hauptsächlich die gründliche Erlernung des Italienischen, die ihn lockte. Nun hatte er aber Herrn v. Fischer versprochen, seine Knaben erst zu verlassen, wenn der Vater es für gut finde. Carisch kündete jetzt zwar nicht, konnte sich aber doch nicht überwinden, seinem edeln Brotherrn von Frizzonis Offerte Mittheilung zu machen. Die Wirkung war ein wahrhaft erdrückender Beweis der Noblesse dieses Mannes. Fischer gab ihn auf Ende des Jahres frei und gewährte ihm dazu noch einen längeren Urlaub zu einer Reise in die Heimat. Wie dann Carisch nach einigen Wochen zurückkehrte, fand er Frau v. Fischer krank und ebenso den mittleren der drei Knaben, Eduard, „den liebsten und hoffnungsvollsten meiner Zöglinge“. Beide starben dann schon im Laufe des Sommers und Herbstes, bald auch der Jüngste und die Tochter. Man steht unter dem Eindruck, daß Carisch in alten Tagen mit der liebevollen und dankbaren Schilderung des Lebens im Hause v. Fischer etwas gutzumachen suchte, das er wie eine ungetilgte Schuld mit sich trug.

Recht zum Erlebnis scheint ihm nach 21½jähriger Abwesenheit sein Besuch in Graubünden geworden zu sein. „Bünden erschien mir diesmal in ganz neuem Licht. Ich fühlte mich eigens überall angezogen, hätte Freund und Feind umarmen mögen, und so wurde mir auch der Aufenthalt überall angenehm. Nur meinen armen Eltern wollte es nicht behagen, daß ich nicht Pfarrer würde, so sehr sie sich im übrigen über meine Lage freuten.“ Auf der Rückreise besuchte er zunächst das Appenzellerland und wandte sich darauf nach Schaffhausen. „Eine Empfehlung unseres Herrn J. U. v. Salis-Seewis führte mich bei Herrn Kirchhofer in Stein a. Rh. und bei Professor Georg Müller, Bruder unseres Geschichtsschreibers, in Schaffhausen ein. Von beiden, besonders von Müllers Leutseligkeit und Milde, erhielt ich einen sehr wohltätigen Eindruck.“ In einem Brief an seinen Freund Anton Liver in Sarn muß er darüber und besonders über den heimatlichen Besuch berichtet haben. Dieser – es ist der spätere Landrichter – antwortete ihm in einem aller-

dings Monate später geschriebenen Brief, dem wir die Stelle entnehmen, die Carischs Verhältnis zu seiner bäuerlichen Mutter wundervoll beleuchtet: „Dein Brief von Bern nach der Ankunft daselbst entzückte mich und bewegte Deine Mutter zu Tränen, als ich ihr seinen Inhalt umständlich erzählte. Dies geschah auf einem Maiensäßgang, den wir kurz darauf eines Morgens früh miteinander machten (zur Fütterung des Viehs). Sie hatte gerade die Nacht vorher von Dir geträumt, und meine Erzählung gab dem bereits bewegten Herzen Nahrung. Ihre Rührung machte auf mich Eindruck. Er wird sich nicht so bald verwischen. Gewöhnlich bist Du der Gegenstand unserer Unterhaltung.“

### Lausanne

Oktober 1813 – Januar 1814

Der kurze Aufenthalt in Lausanne hatte rein sprachlichen Zweck. Die Theologie fiel nun weg, wenssich nicht das Interesse an den kirchlichen Vorgängen. Carisch hatte die Absicht, noch ein volles Halbjahr seiner Ausbildung in der französischen Sprache zu widmen und die Stelle in Bergamo erst im Mai 1814 anzutreten; doch veranlaßten ihn dann die kriegerischen Vorgänge zur Kürzung des Aufenthaltes. Damit er nicht aus der Gewohnheit komme, hatte man ihm von Chur einen jungen Anton v. Jenatsch zur Betreuung geschickt, und mit ihm machte er nun auf einem Umweg die Reise. Man besuchte die Schlachtfelder von Murten und Grandson und selbstverständlich Yverdon. Joh. v. Müller und Pestalozzi waren ja damals die geistigen Größen der Schweiz. „Hier sah ich“, erzählt Carisch, „zum ersten- und letztenmal Pestalozzi, dessen Bild mir lebendig geblieben ist, ohne daß ich jedoch in besondere geistige Berührung mit ihm und dem übrigen Personal des Instituts gekommen wäre.“

In Lausanne bezogen die beiden, Carisch und der junge Jenatsch, ein recht vornehmes Logis. Es war das Haus des Pfarrers Chavannes de la Borde. Hier kamen sie bald in Berührung

mit den besten bürgerlichen Kreisen Lausannes. „So feine Gesellschaft hatte ich noch nie genossen.“ Er suchte aber auch sichtlich an seiner eigenen gesellschaftlichen Erziehung weiterzuarbeiten. Dankbar, wenschon nicht kritiklos, stand er in diesem Milieu und machte sich auch seine eigenen Gedanken über den Amtsfleiß der Lausanner Stadtpfarrer, die, wie er berichtet, nur alle fünf Wochen eine neue Predigt zu studieren hatten und die Seelsorge recht nachlässig betrieben: „Es läßt sich wohl annehmen, daß die Herren sich auch mit der Seelsorge und anderen Amtshandlungen nicht besonders werden angestrengt haben, und daß es auch hiervon gekommen, daß erst die Mômiers in so großer Anzahl und später die freie Kirche in solcher Stärke hervortraten. Die Geistlichen schienen mir zwar sehr orthodox, allein Beredtsamkeit und schöne äußere Form galt doch in der Predigt für dasjenige, wodurch allein Ruhm zu erlangen sei.“ So war denn Lausanne nicht der Ort, um Carischs halb erstorbene Liebe zum Pfarramt neu anzufachen. Um so wichtiger war ihm der sprachliche Gewinn. Neben dem Französischen wurde auch Italienisch getrieben, „bei einem piemontesischen Flüchtling, welcher sehr begeistert sprach und bald wieder nach Italien zurückzukehren hoffte“.

Unterdessen waren nun aber Ereignisse eingetreten, die ein längeres Verbleiben in der Westschweiz nicht empfahlen. Schlag auf Schlag folgten sich die Wirkungen des großen Krieges der alliierten Staaten gegen den Korsen. Carisch erlebte im Dezember 1813 den Jubel Lausannes, als es hieß, César Laharpe habe bei seinem einstigen Schüler, dem Kaiser Alexander von Rußland, das Versprechen erwirkt, die Neutralität der Schweiz unangetastet zu lassen. Schon kurze Zeit später erfolgte aber die bittere Enttäuschung durch den Einmarsch der Alliierten, der auch Lausanne nicht verschonte. Und nun sagte er sich, daß ein längeres Verweilen seinem Studienzweck nicht mehr dienen könne, und verreiste am 14. Januar 1814 dahin, wo man ihn mit Ungeduld erwartete, nach Bergamo. „Weil in Graubünden die famöse Revolution vom 4. Januar ausgebrochen war“, wurde nicht einer der Bündner Pässe, sondern die Gotthardroute gewählt und unter allerlei Beschwerden über Lugano und Mailand endlich Bergamo erreicht.

## Bergamo

Januar 1814 – 13. März 1818

Als Carisch im siebenten Jahrzehnt seines Lebens seine Erinnerungen niederschrieb, hat er das Bekenntnis abgelegt: „In der Hand der Vorsehung war mein Aufenthalt im Hause Frizzoni der Punkt, von dem aus mein nachheriges Leben seine Richtung genommen hat.“ Man spürt denn auch, wie in alten Tagen wenige Dinge ihn so bewegten wie die Erinnerung an die vier Jahre in der Familie Frizzoni, wobei schon hier gesagt sein soll, daß er  $\frac{5}{4}$  Jahre davon nicht in Bergamo selbst verbrachte, sondern mit den drei Knaben zur perfekten Erlernung der deutschen Sprache in Chur.

Schon der Eintritt ins Haus, der um den 20. Januar stattfand, war verheißungsvoll. Die Familie wohnte damals noch in einem bescheidenem Hause im Borgo S. Leonardo. Erst 1816 wurde das reichere an der Costrada Brosetta gekauft. Und wie Carisch dann am ersten Morgen erwachte und aus dem vergitterten Zimmer auf die Galerie hinaustrat, war er „entzückt vom Ausblick auf die Stadt mit den amphitheatralisch sich erhebenden Häusern und herrlichen Palästen“. Wichtiger, aber nicht weniger befriedigend war dann der Einblick in die engere und weitere Familie des Handelsherrn Frizzoni. Dieser, geboren 1754, hatte sich erst in vorgerückten Jahren verheiratet mit der Tochter des in gleicher Stadt tätigen Kaufmanns Leonh. Irmel<sup>20</sup> von Grüşch, die ihm dann zu seinem großen Schmerz schon frühe durch den Tod entrissen wurde, ihm aber das köstliche Geschenk von drei gesunden und begabten Knaben hinterließ, nämlich Antonio, geb. 1804, Johann Leonhard, geb. 1806, und Friedrich, geb. 1807. Den Haushalt leitete beim Eintritt Carischs die sehr sympathische Schwester der Frau.

Antonio Frizzoni<sup>20a</sup> konnte, als Carisch den Dienst bei ihm antrat, schon auf 24 Jahre wachsenden Gedeihens der von ihm selbst gegründeten Seidenhandlung zurückschauen. Wir verzichten darauf, die treffende Charakteristik des Mannes wiederzugeben, da wir sie schon in unserer Schrift über J. P. Hosang und sein Testament (Chur 1945) zitierten. Selbst ohne besondere Schulbildung, hatte er eine hohe Meinung von ihrem Wert, und

der Bildungsgang seiner drei Knaben beschäftigte ihn tief. Er tat denn auch jetzt, wie in den folgenden Jahren, ganz Außerordentliches dafür, „mehr als irgend ein katholischer oder reformierter Bergamasker“. Schon in den vorangehenden Jahrzehnten hatte er übrigens seinen Bildungsidealismus unter Beweis gestellt durch das, was er für seinen taubstummen Bruder Thomas geleistet hatte. Noch gab es keine bewährten Taubstummenanstalten, als dieser in das entscheidende Alter trat. Zwar hatte Pfarrer Arnoldi in Großenlinden (Hessen) mit der Taubstummenbildung in Deutschland einen beachtenswerten Anfang gemacht, aber erst 1779 finden wir in Leipzig die erste, durch Heinicke<sup>21</sup> gegründete eigentliche Taubstummenanstalt. In den Ländern romanischer Zunge war vorher schon viel beachtet das durchdachte System einer Zeichensprache, das der Pariser Priester Abbé de l'Epée zuerst vortrug. Ihm scheint sich der sonst schon gewiß viel beschäftigte Seidenherr Antonio Frizzoni für seinen Bruder angeschlossen zu haben, und dazu brachte er diesem durch Vermittlung eines selbstgefertigten Wörterbuchs das Lesen bei. Und nicht genug an dem. Er ließ den manuell äußerst Begabten auch handwerklich, ja in der Kunst des Malens ausbilden und befreite ihn so von den seelischen Hemmungen, soweit dies ohne eigentliche Sprachbildung möglich war. Wir haben uns dabei etwas länger aufgehalten, weil es wenig bekannt sein dürfte, daß wir hier den zweiten Fall der systematischen Ausbildung eines bündnerischen Taubstummen haben. Der erste war eine Tochter des Bundespräsidenten J. B. v. Tschärner<sup>22</sup>, die 1775 Pfarrer Arnoldi zur Spezialausbildung übergeben worden war. Aber Thomas Frizzoni übertraf sie an Begabung und Erfolg. Carisch wird gar nicht müde, von diesem merkwürdigen Hausgenossen in Bergamo zu erzählen, und schließt seine Schilderung mit den Worten: „Er genoß die Achtung aller, die ihn genauer kannten, und ich habe mich oft an seiner schönen Seelenruhe und reinen Herzensgüte erquickt, und viele teure Erinnerungen sind mir von ihm geblieben. Ein glückliches Alter erlebte er bis zu seinem 84. Jahre.“

Von den übrigen Hausgenossen sind zwei zu erwähnen, denen Carisch in der Folgezeit am nächsten trat, der Neffe des Chefs, Giacomo Curò, und sodann Johann Peter Hosang<sup>23</sup>, der

„Herzensfreund“. Recht ansehnlich war die damalige Bündner Kolonie in Bergamo. In ihrer Entstehung reichte sie weit zurück, und selbst der bekannte Ausweisungsbefehl an die Bündner im Venetianischen von 1766 hatte ihr wenig anzuhaben vermocht. Carisch nennt die Namen der Curò, Zavaritt, Bonorandi und Bavier, doch kamen andere dazu, wie die Andreossi, Saluzzi, Stampa, Moeli, Zamboni, Scandolèra. Im Verein mit den Zürichern und Cevennenprotestanten war es sogar 1807 zur Konstituierung einer evangelischen Kirchgemeinde gekommen, die bis 1814 durch Pfarrer Joh. Caspar v. Orelli aus Zürich betreut wurde, den Sprachforscher, dem wir noch öfter begegnen werden. Wir haben Ursache, anzunehmen, daß die Frizzoni neben den Bonorandi zu den eifrigsten Förderern dieser Diasporagemeinde gehörten<sup>24</sup>.

Wir kehren zu Carischs Schülern, den drei Knaben Frizzoni, zurück. Daß ihm ihre Förderung tiefstes Anliegen war, erhellt aus seiner Selbstbiographie zur Genüge. Wir erkennen's aber auch aus den Freundesbriefen dieser Jahre. J. Fr. v. Tschärner schreibt ihm (26. 10. 1814): „Ihren Grundsatz, den jugendlichen Geist durch Selbstdenken und Selbstfinden zu üben, billige ich vollkommen. Sie werden am Anfang hierbei zwar große Schwierigkeiten haben an den Schülern und an Ihnen selbst.“ Entschieden zurückhaltender ist L'Orsas Rat (16. 11. 1814): „Der Schöpfer fand es heilsam, daß sich bei den Kindern zuerst das Gedächtnis entwickle. ... Kinder sollen zuerst gehorchen lernen und ihre Arbeit nicht um des Vergnügens willen, sondern um der Pflicht willen tun. Man fragt uns in der Welt fürwahr nicht bei jeder Arbeit, ob wir ihren Nutzen einsehen und Freude dran haben.“ Für die körperliche Erziehung, die ihm wichtig ist, besorgt er die Ratschläge von Gutsmuths, des bekannten Mitarbeiters Salzmanns in Schnepfental. Sehr skeptisch urteilt er selbst über die Qualität seines in Bergamo erteilten Religionsunterrichts. Als reinen Moralunterricht, Erziehung zum „Wahren, Schönen, Guten“, verurteilt er ihn mit vollem Recht, wenn er sagt: „Das Tiefere, worauf alles beruhen muß, wenn es sich zum rechten Leben gestalten soll, trat zu wenig hervor. ... Diese Leere fühlte ich denn auch in mir selbst, zugleich mit dem Bedürfnis, sie auszufüllen durch den Besuch einer Universität.“

So waren zwei Jahre vergangen, etwa unterbrochen durch Aufenthalte auf dem benachbarten Landgut Frizzonis oder zur Sommerszeit im Engadin. Ende März 1816 aber siedelte Carisch mit den drei Knaben nach Chur über. Sie sollten so bald wie möglich als Gäste in gewissen Fächern die Kantonsschule besuchen, was ihnen anfangs verweigert, dann aber doch gestattet wurde, „wofür ich eine Geographiestunde an dieser gab“<sup>25</sup>. „In Chur bekamen wir unser Logis bei Jungfer Saluz, wo auch Herr Orelli und mehrere andere Herren und Kantonsschüler zu Tische waren.“ Auch der Verkehr mit alten Freunden und Schulkameraden konnte jetzt neu aufgenommen werden. „Besonders teuer wurde mir der Umgang mit Orelli, mit welchem ich am meisten zusammen war, und durch dessen Kenntnisse und Begeisterung für alles Höhere ich auch einen starken Anstoß zum Besseren erhielt. Mit ihm las ich einige Zeit den Plato und benutzte Schleiermachers Übersetzung. Auch Dantes *Divina comedia* lernte ich nun kennen durch den besten Führer, eben J. C. von Orelli.“

Da Carisch schon im Januar 1814 in Bergamo erstmalig mit Orelli bekannt geworden war, ist eine kurze Charakteristik dieses Mannes nachzutragen. Im Lauf des Jahres 1814 trat er die Churer Kantonsschullehrerstelle an, und zwar für neuere Sprachen. Seiner überragenden geistigen Bedeutung wurde man sich hier bald bewußt und bedauerte es tief, als er schon 1819 einem Ruf an das Zürcher Carolinum folgte. Hier war ihm auch teilweise die Fachausbildung der Zürcher Geistlichen anvertraut. Sehr stark war er dann beteiligt bei der Gründung der Zürcher Universität im Jahr 1833, übernahm selbst die ordentliche Professur für Latein und Griechisch, d. h. er ließ von nun an die Theologie hinter sich. Anfänglich Vertreter der Schleiermacherschen Vermittlungstheologie, näherte er sich später der sogenannten Tübinger Schule, wirkte mit an der unglücklichen Berufung von David Friedrich Strauß an die Zürcher Universität, setzte sich aber auch mit aller Macht für deren Weiterbestehen ein, als dieses infolge der daraus entstehenden Wirren vorübergehend bedroht war. Er verfügte über die Fähigkeit, die vorwärtstreibenden Kräfte der Zeit in sich aufzunehmen; und zwar auf allen Gebieten. Wie er einst in Bergamo begeisterter Ver-

treter der Pestalozzischen Lehrmethode gewesen war, stellte er sich nun auch auf die Seite der politischen Erneuerung der Eidgenossenschaft. Seine Arbeitskraft und geniale Vitalität schien keine Grenzen zu haben und war von faszinierender Wirkung für viele. Beweise dafür sind u. a. seine Briefe an Carisch, die wir von 1815 bis 1825 verfolgen können und die den geistvollen Mann in seiner ganzen Überlegenheit zeigen. Er gehörte zu denen, die Leben wecken, wo sie hinkommen. Und dieser Orelli wurde nun zum zweiten geistigen Erzieher für Otto Carisch. Nicht daß Joh. Friedr. v. Tscharners Einfluß aufgehört hätte. Aber an Orelli erlebte der Heinzenberger Bauernsohn eine neue Zeit im allgemein Geistigen wie im Politischen mit seiner damaligen Gärung. Und es zeugt für Carisch, daß ein Mann vom geistigen Format Orellis ihm jahrelang Vertrauen und Freundschaft schenkte.

Unterdessen schlug nach 15 Monaten die Stunde, da Carisch mit den drei Knaben nach Bergamo zurückgerufen wurde. Bald sollte es sich dann zeigen, daß sein Verhältnis zu Herrn Antonio Frizzoni nicht mehr so ungetrübt war. Der Gründe mochten verschiedene sein. Dem praktischen Kaufmann ging der Erziehungsenthusiasmus seines Hauslehrers doch etwas zu weit. Auch mochte er nach dem langen Churer Aufenthalt befürchten, der erzieherische Einfluß sei allzusehr auf den Hauslehrer übergegangen. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß die politischen Ideale, die Carisch nun unter Orellis Einfluß vertrat, dem in diesen Dingen bedächtigen Kaufherrn nicht restlos einleuchteten. Endlich aber kamen wachsende Gehaltsansprüche Carischs dazu. Genug – im Frühling 1818 kam es zur Trennung und zur Ausführung von Carischs schon länger gehegtem Plan, noch eine Universität zu besuchen. Die vier Jahre in der Familie Frizzoni hatten seine ökonomische Lage sehr verbessert. Er hatte nicht nur seine Studienschulden abzahlen können, sondern noch dazu erhebliche Ersparnisse gemacht. Der Hauptbildungszweck seiner Jahre in Bergamo war erfüllt: Er beherrschte die italienische Sprache und war dazu recht tief in ihre Literatur eingedrungen. Endlich aber, hatte sich das Unerwartete ereignet, daß in ihm die Sehnsucht nach dem geistlichen Beruf erwacht war. Wir lassen ihn aber von dieser Stätte seines Wirkens nicht Ab-

schied nehmen, ohne die *Freundesbriefe* aus diesen vier Jahren durchblättert zu haben. Ihre Zahl ist nicht sehr groß. Vielleicht ist's nur ein Rest. Aber sie ergeben ein recht wertvolles Zeitbild.

Vornean steht wieder Joh. Friedr. v. Tscharner, dann folgen Prof. Gautzsch, Pfr. L'Orsa, Theod. v. Mohr, Anton Liver von Sarn, Rud. Conrad v. Baldenstein, J. Marugg von Präz, und dann nicht zu vergessen Rich. La Nicca und Ulr. v. Planta-Reichenau und endlich Wolfgang Killias. Zu den neuen Namen ist zu bemerken, daß J. Marugg Pfarrer geworden war, daß Rich. La Nicca, übrigens ein Vetter Carischs, kein Geringerer ist als der später in Verbindung mit der Domleschger Rheinkorrektion sowie mit den Lukmanierbahnplänen so viel genannte Ingenieur, dessen Name schweizerischen Ruf erlangte. Bei Wolfgang Killias handelt es sich um einen Bündner, auf dessen Bedeutung für das ostschweizerische Eisenbahnwesen erst in den letzten Jahren wieder mit Nachdruck hingewiesen wurde<sup>26</sup>. Er, übrigens der Vater des um die Pflege wissenschaftlicher Erforschung Graubündens so verdienten Kurarztes von Schuls-Tarasp Dr. Eduard Killias, hatte frühe die Eltern verloren und stand nun unter der besonderen Obhut von Johann Friedr. v. Tscharner. Dieser ließ ihn die Kantonsschule besuchen und hätte gerne einen Pfarrer aus ihm gemacht. Der begabte Schützling aber zog es vor, in Mailand in eine kaufmännische Lehre zu treten. Von hier aus pflegte er die Verbindung mit seinem einstigen Mitschüler Otto Carisch. W. Killias ist dann in die Geschichte eingegangen als der erste Betriebsdirektor der ältesten italienischen Eisenbahnlinie Mailand-Monza und hat hernach mitgearbeitet für die leider zunächst mißlungene Entwicklung des bündnerischen Eisenbahnwesens. Frau Bänziger-La Nicca nennt ihn in der Biographie ihres Vaters „den ersten Bündner, der gründliche Eisenbahnverwaltungskenntnisse besaß“ (Seite 279).

Geht man den Gegenständen nach, über die in diesen Briefen der Freunde und ehemaligen Schulkameraden an Carisch von 1814 bis 1818 besonders gesprochen wird, so gelangt man zu vier Gedankengruppen: Kampf um die Verfassung, Wiener Kongreß, ausländischer Waffendienst und das Schicksal der bündnerischen Landesschule.

Nehmen wir das Letztgenannte voraus, so begegnet man öfter der Freude über den Dienstantritt der Professoren Hold und Orelli (1814), aber auch der Genugtuung über die Art und Weise, wie Dr. Mirer von Obersaxen (der nachmalige Bischof von St. Gallen) in den Jahren 1810–15 seinen Unterricht in der Rechtswissenschaft erteilte. So schreibt J. Fr. v. Tschärner (26. 10. 1814): „Von der Kantonsschule, vorzüglich von dem Unterricht des Herrn Mirer, hat man in diesem Jahr erfreuliche Wirkung wahrgenommen. Unter einer Anzahl junger Männer herrscht schon jetzt ein vortrefflicher Geist, der sich hoffentlich immer weiter ausbreitet.“ Ganz rührend und für den guten Unterrichtsgeist an der jungen Landesschule bezeichnend ist Wolfgang Killias' Anhänglichkeit an seine antik-klassischen Eindrücke aus der Schulzeit. Als Handelslehrling in Mailand kultiviert er Homer, daneben auch Ariost, den er wohl bei Orelli kennengelernt hatte, und wie er eines Tages Carisch in Bergamo besuchen wollte, ihn aber nicht traf, nimmt er als Ersatz dessen Herodot mit nach Mailand. Carisch selbst ist immer noch von der Kantonsschule her Feuer und Flamme für Horaz und muß ihn in einem Brief an den damals in Heidelberg Theologie studierenden J. Marugg sehr hoch gepriesen haben als den „Erlöser von Irrtum und irdischem Wahn“. Er muß sich dann aber von dem grundgescheiterten, aber leider sehr unpraktischen Präzer Bauernsohn zurechtweisen lassen mit den Worten (Sommer 1814): Der Verstand, den Horaz vertrete, könne die Menschen nicht erlösen. Er sei vergänglich. Was aber ewig ist, das sei „Wille, Gefühl und Ahnung“.

Am tiefsten in die Tagesereignisse hinein führen die schon früher genannten prächtigen, auch sprachlich hervorragenden Briefe Ulrichs v. Planta (Reichenau), die, wie früher erwähnt, in extenso zugänglich sind und daher hier übergangen werden (siehe Bd. Mtsbl.). Auch R. Conrad v. Baldenstein beweist, wie aufmerksam er die politischen Vorgänge des Tages verfolgte. Daneben her geht der schon weiter oben zitierte Brief von Prof. Gautzsch (14. 5. 1814) über den reaktionären Januarsputsch in Chur, wo es u. a. heißt: „Für die Existenz unserer Schule fürchteten alle Rechtschaffenen. Aber selbst an dem

stürmischen Bundstage erklärte sich doch eine Mehrheit von 43 Stimmen für sie.“

Dem freiwilligen ausländischen Militärdienst der Bündner brachte das Hinfallen der Mediationsverfassung neuerdings einen Aufschwung. So schreibt Richard La Nicca am 7. April 1814 schon an Carisch, daß die Werbung von Soldaten im Schwung sei. Die kaiserliche ziehe des schlechten Handgeldes wegen nicht, wohl aber die holländische. Dem ist beizufügen, daß der damals Zwanzigjährige in jenem Zeitpunkt noch die Kantonsschule besuchte. Und Rud. Conrad v. Baldenstein berichtet am 11. Januar 1815: „Chur ist der Tummelplatz der dreifarbigten Rekrutierungen, Piemont, Holland und Frankreich. Teils aus Hang zum Toben, teils aus Mangel an Berufsgeschäften und Unzufriedenheit mit den Begebenheiten im Lande gehen wohl fast alle jungen Leute dienstnehmend ins Ausland.“ Am 6. Januar 1816 aber ist ein Brief La Niccas nach Bergamo geschrieben. Der Schreiber hatte unterdessen von der Kantonschule weg den kleinen, bekanntlich resultatlos verlaufenen Feldzug der Bündner zur Wiedergewinnung ihrer Untertanenlande über den Splügen mitgemacht (Mai 1814) und war bald darauf als Offizier im Regiment des Obersten Christ in piemontesischen Dienst getreten. Jetzt schrieb er: „Ich habe im Dezember 1814 die Reise nach Turin mit Oberst Christ und Major v. Salis mitgemacht“, klagt über Ordnung, Gehorsam und Reinlichkeit der Bündner Soldaten, „doch muß ich etwas beifügen: Wenn man sie an diese Dinge gewöhnt hat, oder ihnen die Hoffnung, nach Willkür nachhause zu gehen, benommen hat, so sind's die besten Soldaten.“ (Siehe Bd. Mtsbl. a. a. O.)

Nicht übergehen dürfen wir Theod. v. Mohrs Briefe an Carisch aus den Jahren 1814–18. Es sind ihrer ein Dutzend. Wir entnehmen ihnen nur die folgenden Bemerkungen. Er schreibt im Sommer 1814, er habe den Auszug aus der Stettlerschen Chronik, den eigentlich Carisch hätte machen sollen, an Johann Ulrich v. Salis-Seewis geschickt, „und dieser hat mir daraufhin einen Brief geschrieben, der mir noch auf dem Sterbebett Freude machen wird in der Erinnerung, welchen schönen Eifer und welche Gefühle für mein Vaterland er in mir weckte“. Und vom 29. Dezember 1816 ist der Brief datiert, und zwar von Silvaplana

aus, durch den er seinem Freund in Bergamo mitteilt, er habe sich nun mit Fräulein L'Orsa verlobt, „welche schon vor neun Jahren, als ich noch ein Knabe war, meiner Jugend Traum belebte“, und bittet, Carisch möchte ihm bei einem Bergamasker Goldschmied Schmuck für seine Braut bestellen. Am 4. August 1817 aber schreibt er von Guggisberg aus, wo sein Vater des Pfarramtes waltete, er sei seit fünf Monaten verheiratet und studiere nun nicht mehr Theologie, sondern die Rechtswissenschaft. Dann aber wolle er sich der Geschichte widmen, besonders den Quellen der vaterländischen Geschichte. Und schließlich ist erwähnenswert der letzte Brief Mohrs aus diesen vier Jahren (1. 3. 1818), auch von Guggisberg aus, der mit den Worten schließt: „Meine Eltern erinnern sich Deiner mit Liebe und Hochachtung.“ Das Glück der ersten Ehe Mohrs war von kurzer Dauer<sup>27</sup>. Schon 1823 starb Anna L'Orsa, und Carisch hat den jungen Witwer von Chur aus in wahrer Freundschaft zu trösten gesucht; ist später auch in anderen Dingen sein Seelsorger geworden.

Daß sodann auch vier Briefe Orellis von Chur aus nach Bergamo vorliegen, sei nur erwähnt. Sie enthalten Ratschläge für die Erlernung des Italienischen, suchen auch vermittelnd zu wirken in dem zeitweilig etwas gespannt werdenden Verhältnis zu Herrn Antonio Frizzoni. Aber nun wenden wir uns von den Freundesbriefen dieser Zeitspanne ab zu Carischs Entschluß, nach Berlin zu gehen zum Besuch der noch kein Jahrzehnt alten dortigen Universität.

Es ist kaum erlaubt, in diesem Entschluß schon Carischs Absicht zu sehen, erneut Theologe zu werden. Wohl kennen wir bereits seine Bemerkung über den religiösen Mangel seines selbst erteilten Religionsunterrichts in Bergamo, und eine andere beiläufige Notiz läßt uns erfahren, daß er starkes Interesse fand an den Predigten des Dresdener Hofpredigers Franz Volkmar Reinhard, die man im Hause Frizzoni gelegentlich im Familienkreise zur Erbauung las. Aber die Absicht, vor allem Schleiermacher zu hören, stand fest, obschon ihn die Freunde Bernhard Studer und Baggesen nach Göttingen zu ziehen suchten. Dank

der Führung J. C. v. Orellis hatte er Schleiermacher als Platoforscher kennengelernt und wahrscheinlich auch schon seine Monologe, aber der protestantische Gottesgelehrte war ihm zunächst noch fremd. Was ihn zu ihm hintrieb, muß noch mehr eine Ahnung, als ein bestimmtes Streben gewesen sein. Carischs bisherige theologische Ausbildung entbehrte jeder Gründlichkeit, vor allem nach der biblischen Seite hin. Was er aber emsig suchte, war der philosophische Ort, von dem aus der nun fast Dreißigjährige die Welt und sich selbst zu verstehen vermochte.

Nun ist es bezeichnend, wie Carisch in seinen Lebenserinnerungen vor der Berliner Reise ein Kapitel einfügt mit dem Titel „Innere Entwicklung meines Lebens“, als hätte er sagen wollen: Hier kam der Wendepunkt. Es ist aber zu bedauern, wie wir schon früher gelegentlich erwähnten, daß eben diesem Abschnitt sichtlich Mängel anhaften im Inhalt und Aufbau. Es muß nicht leicht sein, in alten Tagen vom seelischen Soll und Haben der ersten Lebensjahrzehnte zu reden, ohne in schulmeisterlicher Weise ungerecht zu werden gegenüber dem, was man hatte und nicht hatte. Dieser Gefahr aber ist Carisch in diesem Kapitel seiner Erinnerungen nicht entgangen. Einleuchtend ist die Klage, daß seiner Jugend „das Beispiel einer energisch sittlich-religiösen Persönlichkeit fehlte“. Es war ja in der Tat eine Zeit religiöser Dürre, in die seine jungen Jahre fielen, und das wahrlich nicht nur in Graubünden. Das konfessionell-orthodoxe Denken hatte für einmal seine Kraft verloren und war durch den Zeitgeist verflacht, und der Pietismus war nicht mehr im Stadium der ersten Liebe, dazu in Graubünden und namentlich am Heinzenberg an die Wand gedrückt. Das Alte war im Absterben, und ein Neues hatte noch nicht eingesetzt. Man nennt das auch Zeitenwende.

So verstehen wir es, wenn der Sohn einer gewiß moralisch gesunden und in ihrer Art frommen Bauernfamilie kritisch über die sittlich-religiösen Eindrücke seiner Jugend urteilt. Was er dann zunächst durchmacht – es beginnt schon etwa in seinem dritten Kantonsschuljahr in Chur –, ist nicht eine intensiv religiöse, sondern eine moralische Erweckung, ohne daß er vorher ein Bösewicht gewesen wäre. Er erlebt's, wie früher erwähnt, an Gellert, Pfeffel, J. P. Hebel, Schillers Gedichten und nicht zu-

letzt, sondern, wie es scheint, mit besonderer Intensität an den stoischen Elementen der Dichtung des alten Römers Horaz. Das ist keineswegs allein dastehend. „Die Ethik des Horaz hat manche edle und große Seele begeistert“, und der große Philologe des 18. Jahrhunderts Heyne (Professor in Göttingen) konnte sogar schreiben: „Wenn ich nicht ein ganz schlechter Mensch geworden bin, habe ich's mehr den Heiden als den Christen zu verdanken.“<sup>28</sup> Wir finden Carisch in guter Gesellschaft mit seiner mehrere Jahre andauernden Horazbegeisterung. Doch freuen wir uns auch darüber, daß er ihr Ungenügen offenbar in stets wachsendem Maß fühlte. Und das ist's wohl gewesen, was ihn nach Berlin trieb zu Schleiermacher.

### Berlin

März 1818 – August 1819

Am 13. März 1818 verließ Carisch Bergamo, eine Strecke Weges von seinen drei Zöglingen begleitet. Was ihm besonders schwer fiel, war „der Abschied von dem guten Herrn Thomas Frizzoni, dem Taubstummen, und von Freund Hosang“. Die Autobiographie gibt eine ziemlich einläßliche Beschreibung der Reise nach Tagebuchnotizen. Sie ging auf weite Strecken zu Fuß, über Brescia und Peschiera nach Verona und darauf hinüber nach Innsbruck. Die folgenden Hauptstationen waren München, Bamberg, Koburg, Saalfeld, Leipzig und endlich Wittenberg, Potsdam. Auf Einzelheiten treten wir nicht ein und auf die gelegentlichen Hemmungen. Was Carisch sieht und erzählt, ist nicht originell. Besonders erwähnenswert ist nur ein Gespräch auf der sächsischen Paßkontrolle. Wie er sich dort als Schweizer kundgab, traten einige sehr artige Herren heran, erkundigten sich über dieses und jenes und „sprachen mit Begeisterung von Joh. v. Müller und von Salis“ (J. G. v. Salis-Seewis). Wittenberg als „einstige Wiege der Reformation“ wird nur flüchtig erwähnt. In Potsdam, das er an einem Sonntag erreicht, fällt ihm auf „die Menge des Volkes vor einzelstehenden Wirtshäusern an kleinen Tischen sitzend und viele Damen darunter, die mit dem Strickzeug emsig beschäftigt waren, das Bier-

glas mit dem schönen blanken Deckel vor sich, was allerdings solchen öffentlichen Orten etwas sehr Anziehendes gibt, mir aber als Entweihung des Sonntags erschien“.

Carischs äußere Lebensumstände in Berlin wiesen nichts Besonderes auf. Jahns Turnerei ist im Schwung, und Carisch macht mit, wennschon ohne großen Erfolg. Auch zu einer Burschenschaft hält er sich, ohne aber eigentlich einzutreten. Schweizer Studenten gab es viele. Carisch scheint nur dreien nähergetreten zu sein, nämlich Rud. v. Jecklin-Rodels, später Landammann des Gerichtes Ortenstein-im Boden<sup>29</sup>, Burckhardt von Basel, der nachmalige Bürgermeister, und Carl Schmidt von Aarau. Recht rege wurde sodann sein Verkehr mit dem deutschen Burschenschafter Hagnauer und vor allem mit einem Ostpreußen aus Tilsit, dem Juristen Koslowski. Das studentische Treiben mag den doch nun fast dreißigjährigen Carisch nicht mehr stark angezogen haben. Er empfindet sein Alter als einen Vorzug und bezeichnet es als „etwas Verkehrtes, so junge Leute an die Universitäten zu schicken“. Mediziner, Theologen, Juristen sollten seiner Auffassung nach vorausgehend eine Einführung in die Praxis genossen haben.

Einschreiben ließ er sich in der philosophischen Fakultät, und er belegt Kollegien bei Böckh (Platons Republik und Tacitus), bei Wolf (Odyssee) und bei Wilkens (Deutsche Geschichte), endlich aber Psychologie bei Schleiermacher. Bald mußte er aber inne werden, daß seine Vorbildung für die klassische Philologie ungenügend war, und Schleiermacher rückt nun in den Mittelpunkt seiner Studien, allerdings zunächst noch nicht als Theologe. Im zweiten Berliner Semester hört er, wie es scheint, überhaupt nur noch bei Schleiermacher (Dogmatik, Ästhetik, Dialektik) und exzerpiert Kollegienhefte des gleichen Theologen über Moral und Pädagogik. Die Veranlassung zu dieser gänzlichen Hingabe an die Gedankenwelt eines Dozenten war aber nach seinem eigenen Bericht das Studium der „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, deren Lektüre er mit zwei Freunden an einem Sonntag im Tiergarten begann, nachdem sie zuvor Schleiermachers Predigt in der Dreifaltigkeitskirche besucht hatten. „Der Eindruck für mich war so ergreifend, daß ich laut ausrief: Nein, bei die-

sem Manne will ich von nun an alle Kollegien hören, die er liest. Und so geschah es auch. ... Ich suchte immer tiefer in seinen Geist und sein System einzudringen. Die Reden über die Religion gaben mir einen anderen als den gewöhnlichen Begriff von ihr und vom Glauben, und die Vorlesung über Dogmatik söhnte mich jetzt vollkommen mit der Theologie aus und fachte meine alte Liebe zu ihr wieder an, während sie mich überzeugten, daß ich nun auch in Bündeln, ohne ein Heuchler zu werden oder in stetem Widerspruch zwischen dem persönlichen und dem kirchlichen Glauben zu leben, mich dem Dienste der Kirche widmen und eine Pfarrstelle übernehmen könne, was von da an auch mein fester Entschluß war.“

Der betagte Carisch spricht gut fünfunddreißig Jahre nach diesem Berliner Erlebnis von „zwei Kontrapunkten des Lebens“, die er bei Schleiermacher gefunden habe. Zuerst die volle Einsicht in die Rechte der Individualität, „wie Schleiermacher dem Allgemeinmenschlichen das Individuelle gegenüberstellt und die Rechte der Individualität mit großer Schärfe und Stärke begründet“. Als zweiten Kontrapunkt aber bezeichnet Carisch „die lebendige Auffassung des ächt Religiösen im Gegensatz zu bloßen Formen und temporären Zutaten“. Und endlich sagt er: „Schleiermacher wurde mir auf der Universität und für die reiferen Jahre dasselbe, was mir Herr Joh. Friedr. v. Tschärner fürs Gymnasium gewesen war, der eigentliche Vermittler zu einer besseren Weltanschauung und Aussöhnung mit der Theologie.“

Nun wird gewiß ein Kenner der Dinge nicht sagen, daß dies der „ganze“ Schleiermacher sei, den Carisch in zwei kurzen Berliner Semestern erfaßte, dazu ohne gründliche Vorbereitung durch die biblische Theologie und die Vertiefung in die protestantischen Bekenntnisschriften. Es ist im Grunde derjenige der Reden über die Religion (1799) und der Monologen (1800), was ja auch für zwei Semester Arbeit genug war. Es fehlt das Eigentlich-Positive und am christlichen Gemeindeglauben Orientierte sowie die zentrale Stellung Jesu Christi, Dinge, die Carisch erst später zu verarbeiten hatte, wie wir erst noch sehen werden. Das Wichtige, Elementare des Berliner Erlebnisses bleibt jedoch

schon mit den obigen Sätzen bestehen und wirkt in seiner Einseitigkeit nur um so stärker. Bezeichnend ist, daß Carisch kein Verhältnis zu Hegel finden konnte, der eben erst (1818) seine glänzende Dozententätigkeit in Berlin begonnen hatte und von manchen Studenten vergöttert wurde. Dem im Grunde praktisch gerichteten Carisch war sein System zu abstrakt. Doch ist er bescheiden genug, um seine Größe nicht anzutasten. Ein tieferes Eingehen auf das eigentlich Theologische in Carischs Wandlung kann nicht die Aufgabe dieses Charakterbildes sein, und wir unterdrücken manches, was zu sagen wäre.

Während der Herbstferien 1818 hatte Carisch übrigens einen vierwöchigen Aufenthalt in Dresden gemacht mit Rudolf von Jecklin zusammen. Sie hatten bei einem Heinzenberger, Wazau, vermutlich Konditor, Quartier genommen (wohl derselbe, den Carisch auf Seite 16 unter seinen Churer Schulkameraden aufführt) und von da aus die Sehenswürdigkeiten genossen von der Gemäldegalerie bis zur Sächsischen Schweiz. Im Lauf des folgenden Jahres scheint dann das Berliner Klima dem Sohn der Bündner Berge zugesetzt zu haben, zugleich mit dem „angestregten Studium“, so daß die Rückkehr in die Heimat wohl unvermeidlich geworden wäre, auch wenn nicht noch ein anderer Grund sich dazu gesellt hätte, die Berufung an die Churer Kantonsschule.

In Chur hatte man ihn nie aus dem Auge verloren, und nicht nur Joh. Friedr. v. Tschärner hatte seine Pläne mit ihm, sondern auch der seit 1814 amtierende Rektor Luzius Hold. Unter dessen uns noch erhaltenen Briefen an Carisch datiert der älteste schon vom September 1818, und da heißt es: „Orelli hat die Sommerferien in Zürich zugebracht, und man hat ihm Aussicht gemacht, die Stelle des erkrankten Chorherrn Hottinger zu erhalten, so daß wir fürchten müssen, diesen trefflichen Lehrer in einigen Jahren zu verlieren. Demnach denken jetzt Ihre Freunde an der Kantonsschule an Sie.“ Und dann am 14. März 1819 schreibt der gleiche: „Vor einigen Tagen hat Orelli seine Entlassung eingegeben, und in der nämlichen Sitzung des Schulrates<sup>30</sup> sind Sie zu Orellis Nachfolger ernannt worden. ... vielleicht schreibt Ihnen auch unser Bürgermeister Tschärner, der seit dem Hinschied des guten Dr. Raschèr im

Direktorium und Schulrat ist. ... Ihnen wäre, wenn unsere Wünsche mit Ihren Neigungen zusammenträfen, das Fach der Italiänischen Sprache zugebracht. Andere Unterrichtszweige können Sie beliebig wählen, Geschichte, Deutsch, Latein, Griechisch oder Arithmetik. ... Ihre Idee, auf einer Landpfarre zu wirken, wäre trefflich. Aber das Vaterland braucht Sie viel notwendiger an der Kantonsschule. Zweige der Schule, welche einen guten Ruf erlangt haben, dürfen wir nicht wieder sinken lassen.“ Und schließlich bittet ihn Hold (10. Juni 1819), möglichst bald zu kommen. „Wir haben beschlossen, die vier Wochen dauernden Sommerferien so lange zu verschieben, daß Sie möglichst im Zeitpunkt des Ferienendes eintreten können.“ Tschärner hatte auch nicht versäumt, ihm seine Freude über seine Zusage zu bekunden. Schließlich aber kam Orelli selbst (12. 4. 1819): „Es freut mich, daß ich meine Stelle in Ihre Hände legen kann. So geht das Ganze auf die nämliche Weise fort.“ Übrigens lassen Orellis Briefe an Carisch nach Berlin darauf schließen, daß der für seinen Posten wohl fast zu geniale und geistig führende Mann mit dem stark autoritären Hold nicht immer am besten stand und die Schule mit einigem Ärger verließ. „Räumen Sie ihm nicht mehr ein, als ihm qua Direktor und erfahrener Methodenmann gebührt.“ Merkwürdig ist, daß auch Professor Herbst, der nur flüchtig erst mit Carisch bekannt sein konnte, an diesen schrieb. Aus seinen zwei Briefen läßt sich erkennen, wie sehr der Verlust Orellis empfunden wurde, wie er sagt: „des uns allen so teuern und der Schule teuersten Orelli. ... Sie sollen den Riß ausfüllen, den Orellis Weggang hinterläßt. Wir alle freuen uns auf Ihren Umgang und Ihr Mitwirken. Die Zahl der Schüler beträgt 90“ (14. 3. 1819), und weiter: „Mit Orelli geht uns zugleich eine schöne Büchersammlung fort, die uns nicht leicht einer ersetzen wird. Die ganze Stadt klagt über seinen Verlust, und erst jetzt hört man recht, daß er geliebt wurde.“

Herbst und Orelli berichten Carisch auch ziemlich einläßlich über das am 2./3. Januar 1819 in Chur veranstaltete Jubelfest der Reformation, an dem sie selbst stark beteiligt waren, wie das „Reformationsbüchlein“, erschienen kurz hernach bei A. T. Otto in Chur, heute noch ausweist. So schrieb

Herbst (4. 3. 1819): „Das Büchlein, das im Erscheinen begriffen ist, dürfte auch in der Schweiz (sic!) Aufmerksamkeit erregen“, und der temperamentvolle Orelli berichtet (12. 4. 1819): „Das Reformationsfest gab mir gewaltig zu tun. ... Hold hatte die äußeren Zeremonien trefflich ersonnen; Herbst hat das Ganze beschrieben. ... Es ist darin eine Menge von Freimütigkeiten, die mit dem zahmen paritätischen Wesen in den meisten Zürcher Pillen dieser Art kontrastieren werden“, und schließt den Brief mit den Worten: „Herbst, Prati<sup>31</sup>, Tester und ich hängen wie Kletten aneinander.“ (Wir werden auf diese Namen später zurückkommen.) Prati habe dann das Reformationsbüchlein ins Italienische übertragen, Vizedekan L. Walther ins Oberländische und Pfarrer Salomon Blech ins Engadiner Romanische<sup>32</sup>. Orelli wurde infolgedessen im gleichen Jahr zum Ehrenmitglied der evangelisch-rätischen Synode ernannt, eine Auszeichnung, die vor ihm keinem und nach ihm nur noch dem Kirchenhistoriker Philipp Schaff und dem Waldenser Theologen Prof. Luzzi erteilt wurde. Freilich, an seinem Wegzug nach Zürich änderte das nichts.

Nun aber hatte die Stunde der Abreise von Berlin geschlagen und der schmerzlichen Trennung von Schleiermacher, in dessen Hause er auch an den Studentenabenden verkehrt hatte. Sie brachte aber auch die Trennung von seinem nach dem Stil jener Zeit fast schwärmerisch geliebten Freunde Koslowski von Tilsit, mit dem er sich in der Verehrung Schleiermachers so ganz eins wußte. Dieser Freund begleitete ihn denn auch mit Rudolf v. Jecklin zusammen noch ein gutes Stück und schenkte ihm zum Abschied Schleiermachers Bild, unter das er das Bibelwort geschrieben hatte: „Und er lehrte nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern als einer, der Gewalt hat.“ (So ungefähr Markus 1. 22.) Dem Brauche seiner Zeit entsprach aber auch Koslowskis zweites Abschiedsgeschenk, eine Tabakspfeife mit dem Bilde der Berliner Universität. Auch Carischs Heimreise glich in manchem durchaus den damaligen Üblichkeiten, d. h. sie ging mehr den berühmten Personen, als den Dingen nach. Halle, Leipzig, Jena, Weimar wurden besucht. In Jena lernte er Karl Follenius kennen, an den er als Burschenschafter empfohlen war. Es ist der, dem wir später wieder be-

gegnen werden, da er kurz darauf (1820) als politischer Flüchtling vorübergehend an der Churer Kantonsschule Anstellung fand. In Weimar wäre Carisch wohl gerne Goethe vorgestellt worden, war dann aber auch dankbar für den freundlichen Empfang beim Schweizer, dem Hofrat Meyer, und freute sich über dessen trauliches „Züridütsch“. Dann macht er einen Abstecher nach Schnepfental, um den alten Pädagogen Salzmann\* kennenzulernen, nicht ahnend, daß ihn mehr als zwanzig Jahre später verwandtschaftliche Beziehungen dorthin zurückführen würden. Der berühmte Erzieher war aber mit den Zöglingen und Lehrern auf einer Harzreise abwesend. Darauf ging's über Eisenach an den Rhein und über Worms und Mainz nach Karlsruhe, wo er so gerne seinen lieben Joh. Peter Hebel besucht hätte. Aber auch der war abwesend. Nun wurde der Weg eingeschlagen über Pforzheim und Tübingen der Schweizergrenze zu. In Schaffhausen gönnte ihm noch das Glück, Joh. Georg Müller (Bruder des Historikers) nicht zu verfehlen. In Zürich aber verbrachte er noch einige Tage bei Freund Orelli. Im ganzen war er, wie er selbst schreibt, über 200 Stunden gewandert. „Bereichert und erhoben eilte ich jetzt voll guter Hoffnung der Heimat zu, wo ich meinen Eltern und Freunden sehr willkommen erschien.“

### **Lehramt an der Kantonsschule**

1819–1825

Als Otto Carisch im Spätsommer 1819 sein Lehramt an der Kantonsschule übernahm, hatte die Schülerzahl eben stark anzuwachsen begonnen. Rektor Heinrich Schällibaum<sup>33</sup> schreibt darüber: „In den früheren Jahren, bis 1818, hatte diese stets zwischen 70 und 80 geschwankt, aber gerade 1819 stieg sie bedeutend. Im Jahr 1818 finden wir 68 Zöglinge verzeichnet, 1822 schon 132, 1826 149, 1828 167.“ Und nun hatte Carisch keineswegs ein leichtes Erbe anzutreten als Nachfolger J. C. v. Orellis. Sein Pensum war Italienisch, Deutsch und Geschichte, und wir haben Ursache, daran zu zweifeln, ob er ihm völlig gewachsen war. Nach seinem eigenen Bekenntnis war der schwierigste Auf-

---

\* Da der alte Chr. G. Salzmann schon 1811 gestorben war, beziehen sich die folgenden Bemerkungen auf den Sohn Karl, der nach des Vaters Hinschied die Erziehungsanstalt erfolgreich weiterführte.

trag, den er dabei übernahm, der Unterricht in der Geschichte der Römer. Er tastete sich hinein. Ehemalige Hauslehrer verlieren vor keiner derartigen Aufgabe den Mut. Sein Gehalt war durch den Schulrat auf 1000 Gulden festgesetzt worden<sup>34</sup>.

Ehe wir aber zu seiner Lehrtätigkeit übergehen, wollen wir mit den Lehrkräften bekannt werden, die er beim Amtsantritt vorfand. Von seinen eigenen früheren Lehrern traf er nur noch vier an, den Maler Richter, der durch eine Reihe seiner etwas steifen und wenig durchgeistigten Porträts heute noch fortlebt, den Stadtpfarrer D. S. Benedict, der vom Tode des Peter Saluz bis zum Antritt Holds das Rektorat geführt hatte, dann Paul Kind und endlich den Mathematiker Tester, der einst sogar noch einige Jahre sein Mitschüler gewesen war. Von unterdessen neu Angestellten begegnen wir J. Herbst, den wir bereits brieflich kennen, und sodann Ludwig Christ, den Schreiblehrer, und Hauptmann Paul Christ, der Französisch erteilte<sup>35</sup>. Endlich aber, nicht als Letzter, ist Luzius Hold zu nennen, dem in der Geschichte unserer Landesschule ein wichtiger Platz zukommt. Er führte das Rektorat von 1814 bis 1850. Es ist selbstverständlich, daß Carisch ihm in seinen Lebenserinnerungen mehr als nur flüchtige Worte widmet; dies geschieht stets mit dem nötigen Respekt, aber nicht kritiklos. Es läßt sich zweifeln, ob er ganz geeignet war, diesen bedeutenden Pädagogen und Schulregenten in allem richtig einzuschätzen, war doch Carisch in jenen Jahren einer der Vertrauten J. C. v. Orellis, von dem er erzählt, „daß er voll Mismut die Schule verlassen, die er mit aller Liebe ins Herz geschlossen hatte“. Er anerkennt durchaus Holds Verdienste und seinen großen Lehrerfolg „in den ersten Jahren“. Später habe er durch sein tyrannisches Wesen manche der Lehrer und Schüler sich entfremdet, „das gute Einvernehmen unter den Lehrern und die Pietät der Schüler untergraben“. Er glaube nicht, „daß Hold bei aller Strenge in ethischer Beziehung sich große Verdienste um die Schule erworben habe“<sup>36</sup>. Hätte er dieses Urteil als junger Kantonsschullehrer gefällt, würden wir ihm weniger Gewicht beimessen; denn damals stand er, wie wir noch sehen werden, zu Hold auch politisch in der Opposition. Aber es ist der betagte Carisch, der so schreibt und übrigens beifügt, daß er „zu Herrn Hold nie in eigent-

licher Spannung gestanden habe“. Die beiden waren allerdings recht verschiedene Naturen.

Carisch hatte sich kaum erst in Chur eingelebt, als das Jahr 1820 ihm drei neue Kollegen brachte, die ihn sowohl allgemein geistig als auch politisch stark beeinflussen sollten. Im April dieses Jahres traten die politischen Flüchtlinge Karl Völker und Karl Follenius ihr Amt an und im weiteren Verlauf des Jahres auch Georg Wilhelm Roeder. Zwar war ihre Anstellung zunächst provisorisch, wie man es im allgemeinen übte. Follen sollte den nach Deutschland zurückberufenen Prof. Herbst ersetzen. Die beiden anderen Stellen scheinen neu geschaffen worden zu sein. Es ist begreiflich, daß sich Carisch in alten Tagen dieser drei Kollegen besonders lebhaft erinnerte, um so mehr da sie seine Tischgenossen wurden. Mit großer Wärme berichtet er über G. W. Roeder, der ihm später bei seinen Bestrebungen um die Hebung des bündnerischen Volksschulwesens nahetreten sollte. Man darf zwar Roeder nicht geradezu als politischen Flüchtling bezeichnen; denn er hatte schon vor dem berühmt gewordenen Wartburgfest (18. Oktober 1817) seine deutsche Heimat verlassen. Aber er gehörte der verfemten Burschenschaft an und wird von Carisch sogar als „intimer Freund“ des unglücklichen politischen Schwärmers, des Studenten Sand bezeichnet, wie übrigens auch Völker. (Am 23. März 1819 hatte Sand, ein Teilnehmer der Wartburgfeier, in Mannheim den russischen Staatsrat Kotzebue ermordet.) Carisch schreibt über Roeder: „Eine bedeutende Erweiterung und Aufschwung erhielt die Kantonsschule in den auf 1819 folgenden Jahren. Fürs Französische, wozu er am wenigsten taugte und das er auch nur kurze Zeit lehrte, wurde Roeder, bisher Hofmeister in Mariahalde bei Graf Bentzel-Sternau, berufen. Er übernahm aber später andere Unterrichtsfächer jeder Art und erwarb sich große Verdienste um den geographischen und geschichtlichen Unterricht und eine Kenntnis von unseren Verhältnissen und unserer vaterländischen Geschichte, wie dies kaum einem anderen Ausländer gelungen ist. Er entwickelte auch in kurzer Zeit eine sehr ausgebreitete literarische Tätigkeit, besonders in Verbindung mit Oberst P. C. v. Tschärner, mit dem er das Volksblatt und die Bündner Zeitung eine Zeitlang gemein-

sam redigierte und später die Beschreibung von Bünden machte<sup>37</sup> und manche andere wertvolle Abhandlung herausgab (zum Teil im Auftrag der Regierung). Zu bedauern war nur, daß er des Brotes wegen schreiben mußte...“ Und dann ist's Voelker, der politische Flüchtling von Eisenach, der das Turnen an der Kantonsschule einführte. Nach seiner Nennung fährt Carisch fort: „Aus dieser Zeit stammt ein Bogen deutscher Lieder, die wir drucken ließen, wodurch die beiden schönen Gedichte von Rud. Wyß (dem Jüngeren) ‚Rufst du, mein Vaterland‘ und ‚Herz, mis Herz, warum so trurig‘ in Bünden einheimisch geworden sind. Auch Wilhelm Snell und Karl Follen<sup>38</sup> kamen jetzt nach Chur und trugen nicht wenig dazu bei, dem Liberalismus Aufschwung zu geben. Wir alle wohnten im gleichen Hause bei Bundsweibel Sprecher, und so hatten wir über Tisch und in den Abendstunden oft sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung.“ Wir fügen bei, daß der Jurist W. Snell wohl zweimal zu kürzerem Aufenthalt in Chur weilte, aber in keine Beziehung zur Kantonsschule trat. 1821 wurde er Lektor in Basel.

Damit sind wir bereits mit dem politischen Kreis bekannt geworden, der Carisch schon kurz nach seinem Amtsantritt in eine abenteuerliche Lage bringen sollte. Wir werden ihm hier ausführlicher als sonst das Wort geben müssen und zitieren ohne Abstriche aus seinen Lebenserinnerungen:

„Ich habe schon weiter oben von meiner Tischgesellschaft bei Bundsweibel Sprecher geredet, und es läßt sich denken, daß auch hier viel politisiert wurde. Ich war von Herzen liberal geworden und vertrat im Anfang diese Partei auf dem Kasino fast allein mit meinem Freunde Tester, weswegen ich dann besonders von Herrn Bürgermeister v. Albertini oft tüchtig aufs Dach bekam. Ich bin noch immer von Herzen liberal geblieben; allein mein Liberalismus hat sich sehr geläutert. Ich nahm ihn damals zu theoretisch und wähnte, daß man überall nur auf gute Gesetze und freisinnige Verfassungen dringen müsse. Erst nach und nach sah ich ein, daß Gesetze und Verfassungen nur durch das Volk, für welches sie bestimmt sind, zu etwas Lebendigem und Wirksamem werden, und nie an und für sich beurteilt werden dürfen, sondern nur in Beziehung auf

das Volk, für welches sie bestimmt sind. Die der Volksbildung angemessensten Verfassungen, die zugleich die Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Fortschritt am wirksamsten befördern, und nicht bloß theoretisch freisinnig sind, erschienen mir nach und nach als die besten und allein wünschenswerten.

„Übrigens war mein Liberalismus gewiß auch schon damals ein so gemäßigter, daß mich meine *Parteigenossen* schwerlich so recht zu den Ihrigen zählen zu können glaubten und nicht einmal versuchten, mich zu den höheren Graden der Weihe zu führen. Nur soviel wurde mir hin und wieder anschaulich, wie sonst so klare, geistreiche Männer von Parteileidenschaft in einem Grade geblendet werden und sich Hoffnungen und Erwartungen hingeben können, deren man sie wirklich nicht hätte fähig glauben sollen. Es dauerte auch nicht lange, so war in den Zeitungen von einem *foyer de révolution* die Rede, der sich in Chur gebildet habe, und es wurde vom Fürstenkongreß in Töplitz wirklich beim Vororte Beschwerde erhoben, daß unsere Regierung *carbonari* und gefährliche Leute im Kanton aufnehme und dulde. In dieser von Metternich und Hardenberg unterzeichneten Akte waren von Fremden *L. Snell, de Prati, Follen* und *Völker* als solche bezeichnet, von Einheimischen *ich* und *Christ*, weshalb es zweifelhaft blieb, welcher der beiden Brüder, Paul oder Ludwig, gemeint sei.

„Glücklicherweise befand sich gerade damals Herr Bürgermeister *Fr. v. Tschärner* in der Regierung. Er verhörte daher die Fremden freundschaftlich und nahm ihnen ihr Ehrenwort ab, daß sie in unserem Kanton nichts Revolutionäres beabsichtigten oder etwas zu betreiben und einzuleiten suchen würden, was die Ruhe anderer Staaten gefährden und jenen Klagen direkten Vorschub leisten könne. Nachdem er von ihnen diese Zusicherung erhalten, schilderte er ihren Charakter und ihr Betragen im Kanton der Wahrheit gemäß und verteidigte sie infolgedessen mit Zuversicht gegen die erhobene Anklage. Da dieser Bericht zu weitläufig geworden war und *v. Tschärner* gerade aus anderen Ursachen nach Luzern kam, ersuchte ihn der Landammann der Schweiz, einen Auszug daraus zu machen, der dann dem Fürstenkongreß eingesandt wurde. So offen und entschieden mag wohl selten den damaligen Weltgebiets-entgegen-

getreten worden sein wie in dieser Akte, auf welche dann auch nie eine Rückantwort erfolgte, so daß die Sache als abgemacht betrachtet werden konnte.

„Aus Briefen und Inspektionen der Fremdenbücher gewisser Gasthöfe, die Herrn v. Tschärner später vorgewiesen wurden, hatte er den Verdruß, sich überzeugen zu müssen, daß ein Teil dieser Flüchtlinge denn doch nicht so rein sein mochten, als er sie geglaubt und geschildert hatte. Späteren Insinuationen nach, die sich auf tatsächliche Beweise dieser Art gründeten, mußte den Herren Völker und Follen zugemutet werden, unseren Kanton freiwillig zu verlassen, und so verlor die Schule an jenem ihren guten Turnlehrer, an diesem einen provisorischen Lehrer in der Geschichte, im Latein und Deutschen, für welchen alle seine Schüler die größte Achtung und Liebe gewonnen hatten. Völker ging nach England und machte zuerst in London großes Glück als Turnlehrer und später als Inhaber einer Instituts in Liverpool. Follen zog nach Basel, wo man sich alle Mühe gab, ihn zu schützen. Da dies aber nicht glücken wollte, ging er nach Amerika, wo er zuerst Professor der deutschen Literatur an der Universität zu Cambridge, später Prediger einer Unitariergemeinde in Boston wurde. Er kam auf einem Schiff um, auf dem Feuer ausbrach (13. Januar 1840; der Verf.), und Channing, an dem er einen Freund gefunden, hat seinen Charakter auf eine ebenso wahre wie meisterhafte Weise in seiner Leichenrede<sup>39</sup> über die Leiden der Welt geschildert und ihm dadurch ein herrliches Denkmal errichtet.“

Wir werden dem Unitarierprediger Channing in Boston in Carischs Lebensgeschichte später wieder begegnen und dann auch den Anlaß haben, auf Karl Follenius und seine religiöse Richtung zurückzukommen. Hier sei nur noch bemerkt, daß Follen in Boston zu dem Kreis um den heute noch gelesenen und verehrten Philosophen Ralph Waldo Emerson gehörte<sup>40</sup>.

Nun muß uns zunächst die Frage beschäftigen, wie es mit der Zuverlässigkeit des Carischschen Berichtes über diese Flüchtlingsangelegenheit, der er persönlich so nahe stand, bestellt sei. Wir haben seither zwei Spezialuntersuchungen über den Gegenstand erhalten, die die Quelle von Carischs Lebenserinnerungen nicht zitieren, wahrscheinlich noch nicht kannten,

um so genauer aber sich an das diplomatische Aktenmaterial und an die Protokolle des Schulrats und des evangelischen Erziehungsrates hielten. Das ist Prof. F. Pieths umfassende Untersuchung „Zur Flüchtlingshetze in der Restaurationszeit“ im Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft für Graubünden für 1899 und sodann Dr. M. Schmidts Spezialuntersuchung über „Die Entlassung Karl Follens von der Bündner Kantonsschule (1821)“, erschienen im Bündn. Monatsblatt 1914. Diese Arbeiten lassen erkennen, daß Carischs Darstellung etwas zu summarisch abgefaßt ist. Vor allem handelt es sich nicht um einen einzigen diplomatischen Schritt des Auslandes, sondern um zwei. Die erste, durch Metternich und Hardenberg unterzeichnete Note von Troppau (nicht Töplitz) aus an den Präsidenten des eidgenössischen Vorortes vom 11. November 1820 wurde durch Tscharners Bericht, der allerdings bedeutend gemildert werden mußte, pariert. Im August 1824 bewirkte dann aber eine zweite Note des österreichischen und preußischen Gesandten die Ausweisung von K. Follen, W. Snell, W. Wesselhöft und K. Völker aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft. Follen war jedoch schon im Sommer 1821 von Chur nach Basel übersiedelt, nicht seiner politischen Einstellung wegen, sondern da seine religiösen Ansichten als Abweichungen von der für die reformierte Bündner Kirche damals noch durchaus verbindlichen Helvetischen Konfession als untragbar empfunden wurden. Leider war die Form des disziplinarischen Vorgehens gegen den geistvollen, keineswegs etwa religionsfeindlichen jungen Mann so unerfreulich, daß dieser freiwillig seine Entlassung nahm. Sollte Carisch die Einzelheiten des Vorgangs nicht gekannt oder um des Friedens willen verschwiegen haben, als er in alten Tagen seine Erinnerungen schrieb?

So wissen wir nun, daß Carisch mitten drin saß im Kreis der politischen Feuerköpfe der rätischen Hauptstadt, die sich mit der herrschenden Aristokratie und Geistlichkeit selbstverständlich nicht immer am besten vertrugen. Doch muß der Gerechtigkeit wegen die Bemerkung beigefügt werden, die Orelli anfangs 1822 in einem Brief an Carisch macht: „Daß das demokratische Treiben an der Schule geduldet, ja begünstigt wird, ist doch ein erfreuliches Zeichen, daß die Aristokratie nicht plan-

mäßig betrieben wird.“ Es war nicht nur das Dreigestirn Follen-Völker-Roeder und der Traband, der italienische Jurist de Prati. Auch Einheimische gehörten dazu, wie Prof. Tester und die Brüder Paul und Ludwig Christ, Männer, die in der Folgezeit kritisch, aber zum Teil auch positiv mitarbeiteten an der zeitgemäßen Änderung der Churer Stadtverfassung. Der Kreis muß sich aber gelegentlich, und zwar eben in den Jahren 1820 und 1821, noch geweitet haben. Zu den früher genannten deutschen Flüchtlingen kamen, wenigstens vorübergehend und ohne Anstellung an der Kantonsschule, Dr. Snell und Hagnauer und wie es scheint auch Wolfgang Menzel. Hagnauer, der spätere Schulmann, scheint der Bruder desjenigen Trägers dieses Namens zu sein, der von 1821 weg neben Orelli, Troxler u. a. zum Mitarbeiterstab des „Schweiz. Volksblattes“ gehörte<sup>41</sup>. Wie nahe aber beständig auch von Zürich aus J. C. v. Orelli dem Churer Kreise stand, werden wir erst noch erfahren.

Wer den späteren, durchaus unpolitischen, ganz Kirche, Schule und Armenwesen zugewandten Otto Carisch kennt, möchte fragen, wie dieser Saul unter die politischen Propheten kam. Das zu erklären, wissen wir aber bereits, daß Carisch sich in Berlin zu den Burschenschaffern gehalten hatte, mit Hagnauer bekannt geworden war und auf der Heimreise in Jena Karl Follenius besucht hatte, wenige Monate nach der verhängnisvollen Bluttat des Studenten Sand. Noch aufschlußreicher aber ist folgende Stelle aus dem Brief des Busenfreundes Koslowski an Carisch von Berlin nach Chur vom 1. November 1819: „... Nicht das heimatliche Land allein beflügelte Deinen Schritt (bei der Heimkehr in die Schweiz), als Du den Kuhreigen hörtest. Es war die drückende Last der Preßgesetze und Mainzer Kommissionen, die zahllose Menge umherirrender Wünsche, die Du an der Grenze zurückließest, um nun als freier Mann die freien Berge zu betreten. Ja, Freund, es legt die Zeit ein dunkles Kleid an. Die Gewalt allein scheint die Waage zu halten und mit roher Faust den jungen, offenen Kampf zu erdrücken. Darum gilt es mehr als je, im Glauben ein Fels zu sein und in das Innerste seines Heiligtums zu flüchten; denn es geht ein kalter, tötender Wind und streicht die Blüten ab.“ So ist es begreiflich, daß Carisch sich den flüchtenden Burschen-

schaftern gegenüber nicht ablehnend verhalten konnte. Er selbst hatte keineswegs das Zeug zum eigentlichen Revolutionsmann. Dazu war sein Wesen zu ethisch gerichtet. Aber was nun zum erstenmal an ihm deutlich zutage tritt, ist das Dynamische seiner Art. Er war dabei, wo es sich drum handelte, Bestehendes aus der Erstarrung zu befreien, dem Alten neues Leben einzuhauchen. Und so werden wir ihn nun stets wieder kennenlernen.

Für Carischs Stellung zum politischen Leben der Schweiz war wohl der überlegene Orelli maßgebend. Von ihm liegen aus den Jahren 1820–25 eine ganze Reihe rasch hingeworfene, sprühende Briefe vor, die übrigens zum Teil nicht an Carisch persönlich gerichtet sind, sondern an das „Volk“, d. h. den demokratischen Kreis am Tische des Bundesweibels Sprecher. Sie lassen, wie früher erwähnt, erkennen, daß der liberale, nach Reformen strebende Geist an der Kantonsschule nicht von jedermann begünstigt, aber auch nicht unterdrückt wurde. Orelli wirbt von Zürich aus für die Ideale des Zofinger- und Sempachervereins, auch für Mitarbeit an seinem bei Geßner in Zürich erscheinenden „Schweizer Volksblatt“ und anderes. In ihrer Derbheit und dem stets etwa wiederkehrenden Ressentiment gegenüber Hold sind sie nicht immer sympathisch; um so bemerkenswerter ist die Anhänglichkeit an unsere doch noch recht bescheidene evangelische Landesschule. Wir müssen uns auf die Wiedergabe weniger Stellen beschränken, die nebenbei Orellis religiöse Stellung etwas beleuchten. So schreibt er 10. 3. 1820 zur Empfehlung Roeders: „An Roeder gewinnen Sie ohne Zweifel eher noch einen wackeren Volksgenossen (d. h. politischen Freund), als gleich anfangs einen vollkommenen Lehrer. Doch durch Lehren und Beispiel und Erfahrung wird er sich machen, wenn er nur in der Erste nicht gleich durch Feuer und Wasser gehen muß. Aber eine unglückliche Idee wäre es, die das ‚Volk‘ auf feine Weise hindern sollte, ihm den Religionsunterricht zu übergeben. Warum dies nicht anginge, weiß Prati. (Roeder ist offenbar wie dieser Freimaurer; der Verf.) Orthodoxes verlange ich nicht, aber das positive Christliche an diesem Platze. Und ob er dies geben könnte und auch wollte, zweifle ich gewaltig. Ein beigelegter Brief von ihm wird Sie über die Stimmung in der Republik Mariahalden<sup>42</sup> belehren. Überhaupt wird des

‚Volkes‘ Aufgabe sein, ihn zu einem tüchtigen Lehrer zu bilden. Dr. Snell, von dem er spricht, war wirklich bei mir. Verfolgt von Nassau, ging er nach Straßburg zu Görres mit dem Plan, nebst den übrigen Proskribierten und Proskribunden etwa eine Unterrichtsanstalt in Nordamerika zu gründen.“

In einem nicht genau datierten Brief Orellis von 1820 finden wir folgende Stelle: „Horner will ich auf die bemerkten Zeilen hin Deine Schleiermacheriana zurückfordern. Auf das ‚Leben Jesu‘ wäre ich dann sehr begierig. de Wette schätzt Schleiermacher sehr. Mit ihm bin ich noch auf Schwyz und Einsiedeln gewesen. Manches Belehrende aus meinem zweiten Fach der Introductio (Einleitung in die Bibel) habe ich von ihm gelernt, manches bestätigt gefunden, worauf ich selbst gekommen war. Er (d. h. de Wette) ist ein äußerst mathematisch-kritischer Geist, dem aber doch Glauben und Liebe geblieben ist, ja viel mehr in ihm auflebt als früher. Er will Luthers Schriften herausgeben.“ Und weiter unten: „Bald kommt Görres<sup>43</sup> zu Euch, dieser eigentliche Jakobiner, wie ihn die gnädige Gräfin (Benzel-Sternau) nennt, verdient ein jubelndes Volksfest. Er wird Euch lachen machen, daß Euch noch viele Tage dann die Zähne klappern. Er ist ein Gigant, ein wahrer Freiheitsriese. Nur etwas päpstisch. Ferner kommt nächstens Dr. Steinkopf aus London, den ich als Oberdirektor der geheimen Bibelgesellschaften auch nach Chur geschickt habe<sup>44</sup>. Dem hingegen gebührt von Eurer und der Töchter Jerusalems Seite ein frommes Bibelfest.“ Man lasse sich durch den burschikosen Ton dieser letzten Bemerkung nicht beirren. In Wirklichkeit stand Orelli der Arbeit der Bibelgesellschaften, damals wenigstens, durchaus freundlich gegenüber.

In den Lebenserinnerungen äußert sich Carisch selbst noch zusammenfassend über sein politisches Bekenntnis in diesen Jahren: „Mein Liberalismus, so gemäßigt er sein mochte, wurde dann aber doch die Ursache, daß manche alten Freundschaftsbände wenn nicht gänzlich gelöst, so doch gelockert wurden. Dieses war besonders auch einem sehr geliebten Jugendfreunde gegenüber, Obrist Ulrich von Planta-Reichenau, der Fall, mit dem ich in der Schule und zumal in Tamins so viele schöne Stunden geteilt und eine Zeitlang in sehr trauter Korrespondenz ge-

standen hatte. Jetzt verstanden wir uns nicht mehr und kamen uns erst später wieder näher. Besonders in der Verwaltungskommission der Hosangschen Stiftung hatte ich (von 1845 weg; der Verf.) Gelegenheit, den alten Freund und seine redliche Gesinnung wieder zu erkennen und zu lieben.“

Mehr oder minder in den Bereich des politischen Bekenntnisses fällt dann auch die Gründung der Philhellenen- oder Griechenvereine jener beginnenden Zwanzigerjahre. Für Graubünden gehörte, wie wir dem Briefwechsel entnehmen, zu den Mittelspersonen nicht zuletzt Otto Carisch. Zunächst ist es allerdings Theodor v. Mohr, der nun als Privatgelehrter und angehender Politiker in Süs lebt und Carisch für den Freiheitskampf der Griechen zu begeistern sucht. Er schreibt an ihn am 18. September 1821: „Wieviel besser wären die 1000 Louisdors, welche der Löwe von Luzern gekostet, zur Unterstützung der Griechen angewendet. ... An Euch, in der Hauptstadt, ist es, einen Hilfsverein für die Sache der Griechen zu gründen. Für Beiträge aus den beiden Engadinen will ich nach Kräften sorgen. Eine einfache Aufforderung in unserem Intelligenzblatt erscheint mir zweckgemäß, gewiß noch zweckgemäßer als alle Bibelvereine. Denn wozu die Bibel, wenn man hilflos umkommen läßt, die sie lesen sollten!“ Und nur zwei Wochen später erhält Carisch nach jahrelanger Unterbrechung wieder einmal einen zwar kurzen und etwas kühl gehaltenen Brief Baggesens von Bern des Inhalts, es habe sich in Bern ein Verein zur Unterstützung der Griechen gebildet, dessen Sekretär Baggesen sei, und Carisch möge nun auch in Chur Mitglieder werben. Den 6. August 1822 aber ist es J. C. v. Orelli, der an Carisch schreibt: „Villmar<sup>44a</sup> ist genesen von seiner Krankheit. Er ist sehr tätig für die Griechen. Wir arbeiten ziemlich für sie. Verbreitet Hirzels Büchlein und dann die Sammlung von Verfassungsurkunden Griechenlands, die von mir übersetzt nächstens erscheinen wird. Kann in Chur etwas geschehen, so unterlaßt es nicht.“ Und Weihnachten 1822 schreibt Orelli: „Treibet die Philhellenika fort. Es schadet nichts. Ich erprobe es immer mehr. Es läßt sich Vaterländisches, wenigstens Ideal, dran knüpfen. Von Verona haben wir scheinbar, auch nach Meinung Capodistrias, nichts zu fürchten.“ Das stimmt zu dem, was der Biograph Paul Usteris,

G. Guggenbühl, von diesem sagt: „Ihm schien es, als werde auf dem Balkan, wie übrigens auch jenseits des Ozeans, der entscheidende Kampf gegen die europäische Reaktion und die Herrschaft der heiligen Allianz geführt.“

Der Churer Griechenverein ist dann wirklich im Spätjahr 1822 zustande gekommen. Präsident war Dom. S. Benedict, Sekretär Otto Carisch. Fast gleichzeitig aber bildete sich im Engadin die Societad d'ajut per ils Grecs; Präsident Prof. a Porta, Sekretär Theod. v. Mohr.

Hatte nun Chur seinen Griechenverein, so verfügte es schon vorausgehend über sein Bibelkomitee, und auch hier scheint Carisch mitgewirkt zu haben. Der einzige Zweck dieses Komitees war die Verbreitung der Heiligen Schrift in den vier Landessprachen, Deutsch, Italienisch, Oberländerromanisch und Ladin. Der Anstoß ging aus von der 1804 gegründeten britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Diese, wie auch die schon im gleichen Jahr entstandene Basler Gesellschaft, hatte ihr Augenmerk schon frühe auf das viersprachige Graubünden gerichtet, und so war es denn schon 1813 zur Gründung eines Bündner Bibelkomitees in Chur gekommen<sup>45</sup>. Dieses hat zunächst den ganzen Kanton in seine Fürsorge einbezogen; in der Folgezeit jedoch entstanden dazu noch besondere Komitees im Prätigau, Davos, Herrschaft, Puschlav. Es ist nicht ganz sicher, aber nicht unwahrscheinlich, daß Carisch schon in den Jahren 1819–1825 sich dem Churer Komitee zur Verfügung stellte, etwa als Nachfolger des im September 1820 nach Wetzlar übersiedelnden eifrigen Komiteemitgliedes Prof. J. Herbst. Carisch war schon damals nicht der Mann, fernzubleiben, wenn eine Persönlichkeit von der Bedeutung Dr. Steinkopfs in Chur erschien, um für das internationale christliche Werk zu werben. Sicher ist, daß er dann von Puschlav aus mit dem Churer Komitee in Verbindung gestanden hat und zwei bis drei Jahrzehnte später von ihm einen ebenso wichtigen wie zeitraubenden Auftrag übernahm. Wir werden weiter unten davon zu reden haben.

Doch wir kehren nach diesen etwas ergiebigen Abschweifungen ins politische und kirchliche Gebiet zurück zu Carischs

Hauptaufgabe in Chur, seinem Lehrauftrag an der Evangelischen Kantonsschule. Berufen war er für Orellis Pensum, wie wir bereits wissen, und zwar in erster Linie für Italienisch. Es sollte sich indes bald zeigen, daß sich seine Lehraufgabe nach zwei Richtungen spezifizierte, für die ihn Vorbildung und Herkunft noch besonders befähigten: die Ausbildung von Volksschullehrern und der Vorkurs für die romanisch geborenen Schüler.

Man hatte schon längere Zeit erkannt, daß auch in Graubünden die Lehrerbildung früher oder später vom Staate an die Hand genommen werden müsse. Nur so konnten der Volksschule genügend Kräfte zugeführt werden. Es wurde aber der 22. November 1820, bis der Evangelische Kleine Rat beschloß, im Jahr 1821 zur Eröffnung eines besonderen Unterrichts für künftige Schullehrer zu schreiten, und zwar in Verbindung mit der Kantonsschule<sup>46</sup>. Der Lehrplan für diese neue Schulabteilung war zwar recht bescheiden und rechtfertigte noch nicht den Namen eines eigentlichen Lehrerseminars, den man übrigens auch vermied. Man sprach etwa von der „Schulmeister-schule“. Die Dauer des Ausbildungskurses wurde auf drei Jahre festgesetzt, und durch mäßige, übrigens nicht zu verachtende Staatsstipendien hoffte man genügend junge Männer anzulocken, die man zu einem Schuldienst von fünf Jahren als Entgelt verpflichtete. Selbstverständlich begegnete auch dieses bescheidene Programm zur Hebung der Volksschule, für das sich Carisch mit Eifer einsetzte, skeptischer Beurteilung selbst im Kreise des Direktoriums der Schule. Joh. Friedr. v. Tscharner sei dafür, v. Albertini aber dagegen gewesen. Der alte Carisch berichtet dann triumphierend: „Der Versuch wurde auf drei Jahre gemacht, im ganzen für zwölf Zöglinge, und es fehlte uns nie an Aspiranten. Aber auch in den übrigen Erwartungen wurden wir nicht getäuscht, da dermalen (d. h. etwa 1856) eine große Anzahl der in der Kantonsschule als Schullehrer Gebildeten die ersten Ämter in ihren Gemeinden bekleidet haben, im Offizierskorps zu höheren Stellen gelangt sind und im Großen Rat als achtbare Deputierte erscheinen.“ Und dann fügt er bei: „Der pädagogische und methodische Unterricht der Schullehrer wurde mir zugeteilt und blieb immer ein Lieblingsfach in meinem

Lehrerleben.“ Die Bedeutung Carischs als Bündner Volksschulmann nimmt hier ihren Anfang. Wir werden uns sechs Jahre später bei der Gründung des Evangelischen Schulvereins daran erinnern (1827).

Aber nun gab es noch ein Schulgebiet, auf dem Carisch schon in seinen Anfangsjahren als Kantonsschullehrer eine besondere Mission zufallen sollte. Das war die höchst notwendige sprachliche Vorbildung der aus den romanischen Sprachgebieten kommenden, im Deutschen oft ganz ungenügend vorbereiteten Schüler. Wir geben ihm selbst das Wort: „Eine andere, wie mir schien höchst wichtige Verbesserung der Kantonsschule kam dadurch zustande, daß von jetzt an (d. h. 1821) eine Trennung der romanischen von den deutschen Schülern in den beiden untersten Klassen des deutschen Unterrichts bewerkstelligt wurde<sup>47</sup>. Auch dieser deutsche Sprachunterricht wurde mir als geborenem Romanen zugeteilt, und da ich ihn mit Eifer und Freude gab, glaube ich auch, daß er zum Wohl der Schule und zum großen Vorteil der romanischen Schüler eingeführt worden sei. Ein romanischer Lehrer wird besser wissen, was den romanischen Schülern am schwersten fällt, was er zu erklären und einzuüben hat. Für diesen Unterricht schrieb ich meine Deutsch-romanische-italienische Wörtersammlung, welche bei all ihrer Mangelhaftigkeit doch bereits die dritte Auflage erlebt und manchem Schüler gute Dienste geleistet hat.“

Wir werden später in besonderem Abschnitt über Carischs romanisch-sprachliche Verdienste zu reden haben, vor allem die um das Oberländerromanische, und verzichten daher hier auf die Würdigung dieses Erstlingswerkes. Das genannte Büchlein erschien 1821 schon in Chur bei A. T. Otto unter dem Titel: „Kleine deutsch-italiänisch-romanische Wörtersammlung zum Gebrauch in unseren romanischen Landschulen.“ (2. Auflage Chur 1836, 3. Auflage Chur 1848.)

Zum Rahmenwerk der Schule gehörten nun aber auch damals schon gewisse festliche Veranstaltungen. Man war ja zeitlich noch nicht so weit entfernt vom Philanthropismus, der in fröhlichen Schulfesten Wertvolles geleistet hatte. Carisch spricht von Turn- und Examenfesten. Der Schlußakt der Kantonsschule (Schluß des Schuljahres) wurde in der Regel auf dem

Rathaus abgehalten. Da kam es dann vor, daß Joh. Friedrich v. Tscharner eine seiner geschätzten feierlichen Reden hielt (siehe das Beispiel in Tscharners Biographie von Vincenz von Planta), und es ereignete sich, daß eine Festhymne vorgetragen wurde, komponiert vom Gesangslehrer Pfarrer Immler, der Text verfaßt von Carisch selbst (zwar hat dieser den Takt, ihn nicht als Meisterwerk hinzustellen). Wenn dann noch die holde Weiblichkeit mitsang, so gab es Erinnerungen für eine Weile. Aber auch zwei allgemeine Schulreisen<sup>48</sup> sind mit besonderer Stärke in Carischs Gedächtnis haften geblieben. Die eine führte durchs Prätigau und über Davos nach den damals scheinbar blühenden Bergbauunternehmungen des Schmelzbodens und von Bellaluna, und es entsprach ganz dem erzieherischen und gleichzeitig sehr patriotischen Geist Carischs, wenn er auf dem Friedhof von Schiers in einer Rede die Erhebung der Prätigauer von 1622 pries und auf der Heimreise zu Vazerol in gleicher Weise das Gedächtnis des Bundesschwurs erneuerte. Aber die Krone derartiger Schulerlebnisse war ihm doch die Trunser Feier von 1824. Roeder und Carisch hatten sie gemeinsam sorgfältig vorbereitet. Im Briefband I begegnen wir auch noch dem Brief des Landrichters de Latour vom 2. Mai 1824. Er erklärt sich einverstanden mit den Festplänen der Kantonsschullehrer, einschließlich der Pflanzung und Einsegnung eines jungen Ahorns, und bittet um eine Beschreibung des Trunser Bundes durch Müller (wohl Joh. v. Müller) „zu Handen unseres Landammanns, der ja eine Rede halten muß“, und wünscht Weisung, ob ein katholischer Gottesdienst mit der Feier verbunden werden müsse, oder ob dabei vielleicht ein „Herr Gott, Dich loben wir!“ (Tedeum) gesungen werden solle. – Am Abend des Festes (30. Mai) hatte Carisch mit wenigen Freunden und einzelnen Schülern nochmals den leider sehr morsch und hinfällig gewordenen alten Ahorn besucht und eine extemporierte Rede gehalten, in der er seinen Schülern ans Herz legte, „daß nicht der Ruhm bei den Menschen unser Handeln bestimmen soll, sondern nur das Wohl unserer Mitmenschen und des Vaterlandes und die Liebe zu Gott“. Das aber war im Grunde sein politisches Bekenntnis. Die ganze Feier verlief nach Carischs Worten „im ganzen befriedigend, und auch die Störungen, die auf der Rück-

reise zwischen Prof. Völker und einigen seiner Turner eintraten, wurden in Reichenau bei einem Imbiß, den Herr Obrist v. Planta der ganzen Schule gab, glücklich beseitigt. ... Als Vorbereitung zum Feste“, fährt Carisch fort, „war das Büchlein ‚Trunserbund‘ von Prof. Roeder und mir ausgearbeitet und ins Romanische übersetzt worden. Die Subskription zur Errichtung eines kleinen Denkmals wurde von mir gefördert. Dieses mußte sich aber auf die Mauer beschränken, welche zum Schutze des Ahorns und zur Sicherung desselben gegen die Unbillen der Spengler, die dort ihren Kochherd anlegten, errichtet wurde.“ Genaueres über die Feier von 1824 sowie die Geschichte des Trunser Ahornbaums und die löbliche, leider für den greisen Baum zu spät eingetroffene Aktion Carischs ist nachzulesen in der Arbeit von Karl Fry, Bündn. Monatsblatt 1928<sup>49</sup>. Bezeichnend für Carischs ganzes Wesen ist das initiative Vorgehen.

Wenn wir aber vom Rahmen des damaligen Kantonsschullebens reden, verdient sicher eines noch besondere Erwähnung. Das ist die *D o n n e r s t a g s g e s e l l s c h a f t*, eine Art von Vorläuferin der bald hernach sich bildenden wissenschaftlichen Gesellschaften, der Naturforschenden (gegründet 1825) und der Geschichtsforschenden (gegründet 1826), und doch auch wieder etwas Umfassenderes, allgemeiner Geistiges und Politisches. Carisch erzählt von ihr: „Das gesellige Vergnügen, an dem ich damals die meiste Freude fand, war die sogenannte Donnerstagsgesellschaft, an welcher die beiden Bürgermeister Joh. Friedr. und Joh. Bapt. v. Tscharner, v. Albertini und einige Lehrer der Kantonsschule teilnahmen. Anfänglich wurde sie abwechselnd bei jedem Mitgliede abgehalten, welchem dann die Pflicht oblag, die Gesellschaft einfach zu bewirten mit Wein, Käse, Brot und etwa Obst. Später versammelte man sich im Wirtshause, und jeder genoß auf eigene Kosten, was ihm beliebte. In diesen Gesellschaften wurde das Bedeutendste, was im Vaterlande vorfiel, besprochen (Politisches, Scholastisches, Juridisches, Wissenschaftliches) und zuweilen auch interessante Neuerscheinungen in der Literatur vorgelesen. Dies war für mich immer eine anziehende, lehrreiche Gesellschaft. Sie dauerte viele Jahre und löste sich erst dann ganz auf, als die politischen Ansichten der Mitglieder zu sehr auseinandergingen, wurde indes von Zeit zu

Zeit wieder erneuert.“ Um die Mitte des Jahrhunderts tritt sie uns im Briefwechsel des Prof. Georg Sprecher<sup>50</sup>, wie auch des Historikers und Dichters J. A. v. Sprecher entgegen. – Aber auch von Bällen und Maiensäßpartien hielt sich Carisch keineswegs fern und begründet dies einleuchtend. Die großen Bälle fanden, wie er schreibt, in der Biene (später Stadtspital), im Lachen, in der Sonne zu Masans oder im romantischen Waldhaus statt. Ob auch noch unter Rektor Holds strafferem Regiment die älteren Kantonsschüler daran teilnehmen durften, wird nicht gesagt.

Als die Tischgesellschaft bei Bundsweibel Sprecher verödete, mietete sich Carisch ein Zimmer in St. Margarethen „mit schönstem Ausblick“. Während der wärmeren Jahreszeit brachte er aber die Abende mit Vorliebe in einem Gartenhaus des gleichen Gutes zu, gegen den heutigen Rosenhügel hin. Dort vertiefte er sich nach der nicht geringen Schullast des Tages in die Schätze der damaligen deutschen Literatur. „Erst jetzt lernte ich Goethe besser verstehen und ihn gehörig würdigen. Ich betrachtete ihn jetzt nicht mehr bloß von der moralischen Seite, sondern von seiten der Kunst, und zwar als einen, dem es nicht sehr darum zu tun ist, makellose menschliche Ideale darzustellen, als vielmehr die Menschen, wie sie nun einmal sind, ihrem eigenen Ideal anzunähern. Ich gestehe, wenn ich mir einige Menschenkenntnis erworben und mich daran gewöhnt habe, auf Charaktere zu achten, so ist dies hauptsächlich mit Hilfe Goethes geschehen, und am meisten durch sein oft verschrieenes Werk ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘.“ Aber auch in den von Hebel hochgeschätzten Jean Paul vertieft er sich mit viel Beifall und zitiert ihn gerne. So hatte sich sein äußeres und inneres Leben recht zu seiner Zufriedenheit gestaltet. Seine Einkommensverhältnisse lobt er, wenn er schreibt: „Obwohl ich in einem der ersten Gasthöfe der Stadt zu Mittag speiste (es war nun der ‚Steinbock‘, allerdings der ältere ‚im Welschen Dörfli‘), ein schönes Zimmer hatte, gern einfache Gastfreundschaft übte, mir die nötigen Bücher ohne Ängstlichkeit anschaffte und oft den größten Teil der Ferien (die allerdings noch nur vier Wochen dauer-

ten) auf Reisen zubrachte (sie führten ihn gelegentlich bis ins Appenzellerland, ja bis Bergamo), konnte ich damals mit 500 Gulden füglich auskommen und also die Hälfte meines Gehaltes zurücklegen, was später allerdings auch dem sparsamsten Lehrer nicht mehr so leicht geworden wäre, da die Wohnungen wenigstens weit teurer wurden“ und, was Carisch hier zu sagen vergißt, die Geldentwertung dann in den dreißiger Jahren rasche Fortschritte machte.

Schmerzlich war ihm in diesen Jahren (wie früher schon erwähnt 1822) der Hinschied seiner Eltern in Sarn. „Beide bekamen nur wenige Stunden nacheinander eine Lungenentzündung, lagen gleichzeitig auf dem Krankenbette, starben nur wenige Stunden nacheinander und wurden gemeinsam, nebeneinander begraben. . . . Sie hatten noch die Freude, ihre Söhne alle drei um sich zu sehen, was früher nicht möglich geworden wäre.“ Es folgte dann eine friedliche Erbteilung. „Meine erbten liegenden Güter“, so schreibt er mehr als 30 Jahre später, „habe ich aus Pietät gegen die Eltern nicht verkauft.“

Nun meldete sich aber bei ihm, dem über Dreißigjährigen, stets lebhafter der Gedanke an die Gründung eines eigenen Hausstandes. Frauliches Wesen und weibliche Tugenden hatten ihn längst angezogen. Immer wieder spricht er in seinen Erinnerungen mit Ehrfurcht von edlen Frauen, die ihm begegneten. Aber sein Eheideal war hoch gespannt. „Besonders durch Schleiermachers Monologen und durch seine Predigten über den christlichen Hausstand hatte ich eine hohe Meinung von der Ehe bekommen, und ich zweifelte, daß ich je unter den Bündner Frauen eine finden würde, die mir durch ihre Bildung und ihren Charakter überhaupt, also durch innige Sympathie zusagen würde.“ Er sollte dann auch die Erfahrung machen, daß das Heiraten eine sehr irrationale Sache ist, die weder materiell noch auch ideell errechnet werden kann. Es ist rührend, mit welcher Offenheit und doch wieder Zartheit Carisch in den Erinnerungen ausführlich von den drei vergeblichen Versuchen erzählt, die er in den Jahren seines ersten Kantonsschulamtes (1819–1825) machte, um eine Frau zu gewinnen. Selbstverständlich verbietet uns der Takt jede Namensnennung; denn noch leben zum Teil die Nachkommen der wohlgearteten Töchter aus angesehenen

Bündnerfamilien, die den idealgesinnten Churer Professor zwar sehr achteten, aber nicht als Lebensgefährten zu wählen vermochten. Nur zur Charakteristik seines Liebeswerbens sei gesagt, daß er sich am einen wie am anderen Ort durch das Vorlesen Hebelscher Poesie geistig einführte und am dritten Ort sogar die Sprache von Schleiermachers Monologen zu reden wagte. Es war eine seltene Höhe, auf der er blieb, und die gewiß von den Bündnerinnen, um die er warb, nicht bespöttelt wurde. Aber das änderte nichts an dem, daß die Ersterkorene sich scheute, ihr stattliches Bündnerdorf zu verlassen, und die Zweite als adliges Fräulein an ihre Standesschranken gebunden war, während die Dritte bereits einem anderen, sehr tüchtigen jungen Bündner ihr Jawort gegeben hatte, ohne daß Carisch etwas davon ahnte. Diese drei Episoden dieser Churer Jahre rühren uns heute noch in der edeln, einfachen Darstellung der Lebenserinnerungen. Sie haben sicherlich geschmerzt, aber kein Herz gebrochen.

Überdies traten nun andere Dinge in Carischs Leben, die wohl geeignet waren, seinen Geist für längere Zeit nach einer anderen Richtung zu ziehen. Wir meinen den stets fester werdenden Entschluß, zu Theologie und Pfarramt zurückzukehren.

Ende Januar 1820, d. h. wenige Monate nach Carischs Amtsantritt als Kantonsschullehrer, schrieb ihm sein Freund J. P. Hosang: „Von Ihrer Weihnachtspredigt ist mir auch schon das Lob zu Ohren gekommen.“ Somit verzichtete Carisch von Anfang an aufs geistliche Amt nicht, und stets muß in seiner Lehrertätigkeit ein unbefriedigter Rest geblieben sein. Bedenkt man sein tägliches Schulpensum, so wird man's auch verstehen. Gelegentlich spricht er vom „Druck vieler Unterrichtsstunden in Deutsch und Italienisch“. Es war überwiegend primitiver Anfängerunterricht. Dafür war ein Aktivist wie Carisch auf die Dauer nicht geschaffen. Er mochte mehr und mehr Hunger bekommen, an Erwachsenen zu wirken. Auch mag das peinliche Glaubensgericht über Follen, das ihm selbstverständlich nicht unbekannt blieb, nicht eindruckslos an ihm vorübergegangen sein, und die Tendenz einer schärferen Bindung der Kantonsschullehrer an die Helvetische Konfession, die wir auch aus

Orellis Briefen kennen. Dazu kam nun aber ein Novum. Das ist das tiefere Eindringen in die Schleiermachersche Theologie, das ihm die ersten zwanziger Jahre brachten. Jetzt war es nicht mehr allein der Schleiermacher der Reden über die Religion und der Monologen sowie der Pädagoge und philosophische Ethiker, sondern derjenige, der tiefer hinein führt in die christliche Heilslehre. Von Berlin aus unterrichteten ihn die Freunde Hagnauer und Koslowski über die Leben - Jesu - Vorlesungen des großen Theologen. Hagnauer war wohl in der theologischen Fakultät, Koslowski aber Jurist, wobei wir uns daran erinnern, daß der große Rechtslehrer Savigny, wennschon nicht unkritisch, engere Beziehungen zu Schleiermacher pflegte<sup>51</sup>. Wir zitieren zwei Stellen aus einem seitenlangen Brief Koslowskis an Carisch vom 11. Mai 1820. Da sagt er vom Dozenten: „Sein ganzes Unternehmen geht von der Formel aus, daß in Christo etwas Übermenschliches, Spezifisches sei, daß aber seine geistige und leibliche Entwicklung nach denselben Gesetzen, denen andere Menschen unterworfen sind, fortgeschritten sei. Und nur in dieser Form können die Tatsachen von Christo wahr, wie er selbst ein möglicher Gegenstand fürs Verstehen und Vorbild zur Nachfolge sein. ... Die Lehre von Gott und seiner Person (Christi) ist der Mittelpunkt seiner Lehre ... das Endziel aber die Gründung einer Kirche in Taufe und Abendmahl.“ Nun aber kam die Hauptsache. Das war 1821/22 das Erscheinen von Schleiermachers Dogmatik in Buchform unter dem Titel „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche“. Carisch nennt es „für mich ein bedeutungsvolles Ereignis, eine wahrhaft festliche Erscheinung“. Er setzt sich nach des Tages mühevoller Schularbeit hin und studiert Paragraph um Paragraph und vergleicht sie mit der orthodoxen Dogmatik. Über das Ergebnis müssen wir ihm selbst das Wort geben: „Mit diesem Studium erwachte aber der Wunsch, selbst noch Pfarrer zu werden, immer lebendiger und reifte zum wirklichen Entschluß. Ich suchte die Lücken, die in meinen theologischen Studien geblieben waren, einigermaßen auszufüllen, und meldete mich dann fürs Examen pro ministerio vor der Synode 1824 in Chur. In meinem lateinischen curriculum vitae (Lebenslauf) schilderte ich mehr mein inneres Leben als

meine äußeren Verhältnisse ; nur von meiner Tante Engelina und meinem Großvater (beide in Duvin) sagte ich mit Rührung und dankbarer Liebe: „illa mihi mater, hic pater mihi fuit“, und auch die verschiedenen Stadien meiner religiösen Entwicklung und des Ganges meiner Studien stellte ich treu und der Wahrheit gemäß dar. ... Meine deutsche Rede (Probepredigt) war über I. Kor. 1, 30 (Von ihm kommt auch ihr her in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung‘), in welcher ich ebenfalls in aller Offenheit meine theologischen Ansichten in wichtigen Punkten der Glaubenslehre entwickelte. Wie mir nachher versichert wurde, haben beide Abhandlungen (curriculum vitae und Predigt) einen sehr befriedigenden Eindruck auf Synode und Zuhörer gemacht, wiewohl ich nachher selbst einsah, daß meine Erklärung der Rechtfertigungslehre, an den gewöhnlichen dogmatischen Prüfstein gehalten, in mancher Beziehung nicht ganz stichhaltig sein dürfte. Beide Reden sind in der Sammlung meiner Aufsätze<sup>52</sup> aufbewahrt worden. Auch die mündlichen Prüfungen fielen so aus, daß ich einstimmig in die Synode aufgenommen wurde, während mein Genosse das Unglück hatte, durchzufallen. So sah ich denn die früheren Wünsche meiner Jugend nach langen Irrsalen doch in Erfüllung gehen und mußte nur bedauern, diese Freude nicht mehr mit meinen guten Eltern teilen zu können.“

Otto Carisch war unterdessen ein 35jähriger, im Kanton schon recht bekannter Mann geworden. So hatte er nicht lange auf eine Pfarrei zu warten, ja es wurde ihm eine der damals angesehensten und auch bestbesoldeten angeboten. Noch im Herbst 1824 berief ihn nämlich die reformierte Kirchgemeinde Puschlav als Seelsorger. Nun war er aber noch bis Sommer 1825 an seine bisherige Stelle gebunden. Zwei außerberufliche Arbeiten, die er in der Zwischenzeit übernahm, lassen deutlich erkennen, wie ernst er es mit seinem Entschlusse nahm. Zunächst die bereitwillige Teilnahme am kirchlichen Provisionsdienst in Haldenstein. Da hatte er nun neben seinem Kantonsschulamt Sonntag um Sonntag zu predigen. Die Erfahrungen, die er dabei machte, waren nicht unbedingt erfreulich. Um so ehrerbietiger spricht er von seinem regelmäßi-

gen Verkehr mit dem achtzigjährigen Freiherrn Luzius v. Salis im Schloß. Die freiherrlichen Rechte waren ja seit 1803, d. h. seit der Mediationsverfassung, eingegangen. Was aber geblieben war – nach dem alten Gesetz, daß kirchliche Institutionen sich nicht so rasch ändern – war die Pflicht des Freiherrn, dem jeweiligen Pfarrer das sonntägliche Mittagessen anzubieten, und Freiherr Luzius machte sich eine Ehre draus. Er war durch viele schwere Heimsuchungen seines langen Lebens nicht bei der Verbitterung angelangt, sondern zur abgeklärten Weisheit des Alters gekommen<sup>53</sup>. Carisch erzählt von ihm: „Wie einst am alten Herrn Oberst v. Fischer in Bern wurde mir auch an Herrn v. Salis anschaulich, daß auch das Alter seine großen und schönen Vorzüge hat und edle Seelen nur erhebt, nicht niederbeugt.“

Ein zweiter Beweis von Carischs Eifer für seine neue pfarramtliche Aufgabe ist der Umstand, daß er sich für das Puschlaver Pfarramt schon in den vorangehenden Monaten gewissenhaft vorbereitet durch die Ausarbeitung von italienischen Kirchengebeten. Er wußte, daß die Schaffung einer neuen italienischen Liturgie dringend geworden war, und ließ, ganz seinem Wesen entsprechend, diese Arbeit nicht erst an Ort und Stelle an sich herantreten.

Nun rückte aber dann die Trennung von der Kantonsschule näher, und sie gestaltete sich für ihn recht würdig. Er erzählt: „Anfangs Juni 1825 verließ ich das mir in verschiedenen Beziehungen so lieb gewordene Chur. Fast alle Lehrer und Schüler gaben mir das Geleite bis Thusis, wo in der Krone (im Altdorf; es war vor dem großen Brand von 1845; der Verf.) gemeinschaftlich zu Mittag gespeist wurde. Nicht sowohl die Toaste, als die innere Bewegung und der Abschied von den vielen lieben Freunden machten mir den Tag zu einem sehr rührenden, und manche Träne glänzte im Auge, und das Herz wollte fast brechen, als geliebte Mitlehrer und Schüler mit herzlichem Händedruck von mir Abschied nahmen. Es war mir wahrlich nötig, in die reine Luft des Heinzenbergs hinaufzukommen und in der Einsamkeit meinen Gefühlen und Gedanken nachhängen zu können.“

Auffallend klein ist die Zahl der noch vorhandenen Freundesbriefe an Carisch aus den Jahren 1824/25, und sie bildet leider den Abschluß unserer wichtigen Quelle des Briefbandes I, die wir von 1807 weg hatten ausschöpfen dürfen. Orelli ist vorläufig verstummt und leider auch die deutschen Freunde, während wir von Bergamo wenigstens wissen, daß die Korrespondenz mit den dortigen Freunden (Familie Frizzoni, J. P. Hosang, Dr. Gündel u. a.) noch jahrelang weiterging. Von Theodor v. Mohr liegt noch einiges vor. Er wohnte jetzt in Süs (nach dem frühen Hinschied seiner ersten Frau) und läßt Carisch einen Einblick tun in seine zerknirschte Seele, aber auch in seine wissenschaftlichen Pläne. Er beabsichtigt nun (1. 2. 1824), einen *Thesaurus libertatis Raeticae* herauszugeben. Ein kleines Stimmungsbild ist der Brief vom 10. Dezember 1823 aus der Feder des begabten, aber unpraktischen und ewig unruhigen einstigen Klassengenossen, dann Pfarrers J. Marugg. Es ist derselbe, der einst von Heidelberg aus den Freund Carisch seiner einseitigen Begeisterung für Horaz wegen zurechtgewiesen hatte. Er hatte schon allerlei Enttäuschungen im Pfarramt hinter sich und schreibt nun an Carisch: „Ich bin hier in Präz (seinem Heimatort) als ächt, legitimer Bauer“, und bittet ihn, seinem zweiten Kinde zu Gvatter zu stehen, wozu er ironisch bemerkt, die Taufe werde „von einem ächt orthodoxen, von keinem Liberalismus befleckten Seelsorger vollzogen“. Der im ganzen bedauernswerte, wenschon redliche Mann kehrte dann vom väterlichen Heimwesen wieder ins Pfarramt zurück, hat aber bis zu seinem 1862 erfolgten Tode zehnmal die Pfründe gewechselt<sup>54</sup>.

Gehaltvoller sind zwei Briefe von Tübingen aus im Wintersemester 1824/25 von Georg Battaglia von Feldis, dem späteren Kantonsschullehrer, dem wir wieder begegnen werden. Er hat, offenbar nicht lange zuvor, die Kantonsschule vor der Zeit verlassen, „da das Verhältnis zwischen mir und fast allen meinen Lehrern gestört war“, und sich nach Tübingen begeben, wo er aber doch nicht voll befriedigt ist. „Zu dem inneren Kampf der Zweifel und Unruhe“ kommen äußere ungünstige Verhältnisse, und er bittet Carisch, ihm ein Darlehen zu vermitteln, und grüßt Tester und Roeder. – Fünf Wochen später dankt er herzlich für die Hilfe, die ihm Carisch in äußeren Dingen verschaffte.

Weniger erfolgreich aber muß, wenigstens zunächst, der Trost für seinen inneren Menschen gewesen sein, den ihm Carisch durch den Hinweis auf Schleiermachers Reden über die Religion zu geben suchte, die ihm „im ganzen viel Freude machten“. Doch habe er sie unbefriedigt aus der Hand gelegt. Er kritisiert sie recht geschickt und bleibt noch unberuhigt in seinen stark rationalistischen Zweifeln. Und so schaut er voll Hoffnung nach Berlin aus, das er im nächsten Semester besuchen möchte. (Im Sommer 1825 schrieb er dann allerdings an Carisch nach Puschlav mit Begeisterung über Schleiermachers Vorlesungen.)

Nicht ganz so herb war die Enttäuschung, die Carisch fast genau gleichzeitig mit dem sehr ernst gerichteten Churer Kantonsschüler und Stadtpfarrerssohn Franz Walther erlebte, und es zeugt von seiner theologischen Bescheidenheit und erzieherischen Weitherzigkeit, daß er auch dessen zwei Briefe vom Wintersemester 1824/25 seiner Sammlung einverleibte. F. Walther (geb. 1801) hatte zwei Semester in Tübingen Theologie studiert, wo er stark in rationalistische Zweifel hineingezogen worden war. Nun kam er nach Berlin und wollte in erster Linie Schleiermacher hören, an den ihn wahrscheinlich Carisch gewiesen hatte. Doch lagen dessen Vorlesungen nicht passend, und außerdem hatte man Walther gesagt, er rede so leise. So war er dann an August Neander als Hauptlehrer gekommen und ist von ihm tief befriedigt. Er kenne die innersten Schwächen und Bedürfnisse des Menschenherzens und sei daher imstande, die Grundwahrheiten des Christentums namentlich von ihrer praktischen Seite zu entwickeln. Er sei ein Mann, der das wandelbare Wesen des Christentums zu unterscheiden wisse von den mancherlei veränderlichen menschlichen Auffassungsformen und den lebendigen Geist von dem toten Buchstaben. Seine Vorlesungen seien nicht nur den Verstand bildend, sondern auch das Gemüt belebend und erwärmend. „Und wie einfach, liebevoll und belehrend ist er im Privatumgang! Man kann mit ihm über seine Zweifel und Bedenken reden wie mit einem Freunde. Seine Vorlesungen sind jetzt am zahlreichsten besucht, und er hat weit mehr Zuhörer als selbst Schleiermacher. ... Neander liest seine Kollegien im größten Auditorio, wo 200 Sitzplätze für die Zuhörer sind, und doch ist der Hörsaal so gedrängt voll, daß nicht

nur an den Tischen statt 200 gegen 240 sitzen, sondern daß noch gegen 50 Zuhörer stehen müssen. Neander hat immer Mühe, sich durch das Gedränge hindurchzuarbeiten und zum Katheder zu gelangen. Ja der Hörsaal ist so gedrängt voll, daß die meisten Zuhörer ihre Mützen und Hüte auf dem Kopf lassen müssen, weil kein Platz ist, sie niederzulegen. In zweien von seinen Kollegien sitze ich mit drei bis vier anderen zu seinen Füßen auf dem Katheder am Boden, und unsere Knie mit der Mappe drauf dienen uns als Schreibpult. Ich ging eine gute Stunde früher hin, um mir einen guten Platz zu belegen. Zu meiner großen Verwunderung waren aber schon alle Tische besetzt.“

„Schleiermachers Predigten besuche ich beinahe alle Sonntage.“

„In Berlin habe ich die Befreiung von meinen Zweifeln gefunden. Wenn für Sie Schleiermacher der Mann war, der Ihre Zweifel löste und Ihnen die Ruhe wiedergab, so habe ich für mich diesen Mann an Neander gefunden.“

Dies erzählt Franz Walther, der dann leider früh Verstorbene. Sechs Jahre hat er nach Beendigung seiner Studien in Igis als Pfarrer geamtet und hernach ebenso lange, d. h. bis zu seinem frühen Hinschied, an St. Regula in Chur. Als Verfasser des viermal aufgelegten Waltherschen Katechismus, der auch ins Romanische übersetzt erschien, blieb er lange unvergessen. Wir aber können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es für Otto Carischs Theologie ein Vorteil gewesen wäre, wenn auch er noch bei Neander gehört hätte zur Ergänzung und Vertiefung seines Wissens um Schleiermacher.

### **Das Pfarramt in Puschlav**

1825–1837

An einer Stelle seiner Erinnerungen nennt Carisch die zwölf Puschlaver Jahre „die bedeutendste Periode meiner Wirksamkeit auf Erden“. Und sie waren's in verschiedener Hinsicht. Die Hauptfähigkeiten und Arbeitsgebiete des Mannes, der nun in den Jahren der Vollkraft stand, zeichnen sich deutlich ab: Ge-

meindepraxis, Schulwesen, Mitwirken am Aufbau der reformierten Landeskirche. Was zunächst noch fehlt, ist allerdings sein Eingreifen im Armenwesen und die Bedeutung für die Erhaltung der romanischen Sprache.

Es handelte sich um eine wirkliche Berufung, die hier an Carisch erging. Beworben hatte er sich um die wichtige, am Südrand des Bündner Protestantismus liegende Pfarrei nicht. Die Ansprüche der Puschlaver Gemeinde waren aber nicht gering. Sie hatte allem Anschein nach im vorausgehenden Jahrhundert Glück gehabt in der Besetzung ihrer entlegenen Pfarrei. Nur viermal hatte sie eine Neuwahl treffen müssen, und Carischs direkter Vorgänger, Peter Nikol. Vulpi von Fetan, hatte gar 42 Jahre (1782–1825) seines Amtes gewaltet, „che godeva grande stima e venerazione presso tutta la popolazione“<sup>55</sup>. Es war der Dekan des Gotteshausbundes, der uns von früher her wohlbekannte Dom. S. Benedict in Chur, der die Gemeinde auf Carisch aufmerksam gemacht hatte. Der Entschluß wurde diesem nicht leicht; denn es ist schließlich leichter, italienische Stunden zu erteilen, als Sonntag um Sonntag in dieser Sprache zu predigen. Doch bemühte sich der damalige Kirchgemeindepäsident, Giuseppe Semadeni, so eifrig um die Sache, daß es ihm Eindruck machte. „Dieser Mann“, erzählt Carisch, „legte einen solchen Eifer für die Religion und für die evangelische Kirche seiner Gemeinde an den Tag, schilderte die Lage und Bedürfnisse derselben in so lebhaften Farben und mit solcher Gemütlichkeit, daß mir die Stelle kaum anders als die eines Missionärs an den Grenzen des Vaterlandes erscheinen konnte.“ Doch machte Carisch unterdessen noch einen Versuch, sein Pensum an der Kantonsschule zu verbessern und statt des vielen Sprachunterrichts an den unteren Klassen auch eine Zahl von Religionsstunden und etwas Unterricht am theologischen Institut zu erhalten. Die Antwort fiel jedoch unbefriedigend aus, so daß er nicht länger zögerte. Dieselbe hat er dem Rektor Hold auf Rechnung geschrieben, „dem ich nicht fügsam genug war“, und außerdem Prof. Kind, „der meiner Orthodoxie und wohl auch meiner Gelehrsamkeit nicht genügend traute“.

Auf Grund der Kantonsschulratsprotokolle läßt sich allerdings erkennen, daß Kind hier der Weiterblickende war, indem

er Carischs wissenschaftliche Ausrüstung für einen Lehrauftrag am Theologischen Institut in Frage stellte. Die ablehnende Antwort des Schulrates fiel übrigens für beide Teile durchaus ehrenvoll aus. Man dankte Carisch für die bisherige treueifrige Amtsführung und äußerte zugleich den Wunsch, ihn in der Folge wieder als Lehrer der Kantonsschule berufen zu können, „wie man denn nicht daran zweifle, daß er durch das Studium der Quellen und der praktischen Theologie bereichert unseren Anforderungen an einen theologischen Lehrer volles Genüge werde leisten können“<sup>56</sup>.

Termin des pfarramtlichen Dienstantrittes war, wie damals noch allgemein üblich, die Synode, und Carisch verpflichtete sich der Gemeinde für mindestens sechs Jahre. Synodalort für 1825 war Bruck (Ponte). „Bei der Synode waren auch die Herren Gius. Semadeni und L. Matossi von Puschlav erschienen, teils, um um meine Bestätigung anzuhalten, teils, um mir das Geleite auf der Reise zu geben. Herr Dekan Benedikt wurde nun angehalten, seinen Besuch in dem ihm so lieb gewordenen Puschlav zu wiederholen und mich daselbst zu installieren, und Herr Dekan Leonh. Truog (von Thusis, damals 65jährig; der Verf.) bot sich an, ihn dahin zu begleiten, was auch geschah.“

Wir übergehen die Reise über Bernina<sup>57</sup> und beschränken uns auf die Ankunft in Puschlav. „Schon in La Motta hatte sich die Reisegesellschaft durch Zuzügler, die sich überall anschlossen, bedeutend vermehrt, und immer größer wurde sie im Vorrücken gegen Puschlav, zumal bei Angelo custode, wo viele Wagen und Fußgänger angekommen waren. In S. Carlo wurde der Zug geordnet. Voran die beiden Dekane, dann der neue Pfarrer und der Präsident des Gemeindekirchenrates, und so paarweise weiter. Auf der Höhe der Brücke von Privilasc angekommen, fing man an, die Glocken zu läuten, und bald gewahrten wir eine lange Reihe von Schulkindern, deren Anblick mein Gemüt aufs tiefste ergriff. ... Nun ging der Zug durch die Hauptstraße vom Borgo. Auf der Gasse, an den Fenstern, wo er vorbeikam, waren eine Menge Leute, und ein feierlicherer, ehrenvollerer Tag ist mir im Leben nie zuteil geworden. ... Mein Absteigequartier war bei Herrn Podestat (Präsident der paritätischen Gesamtgemeinde) Olgiati, bei welchem ich auch einige Monate Tisch und Logis

bekam. Hier traf nun der Gemeindegemeinderat in corpore zu meinem Empfang ein. Der Vizepräsident, Herr A. Steffani, hielt eine verbindliche Rede, und ich mußte aus dem Stegreif antworten, was mir bei solcher innerer Bewegung auch nicht schwer wurde.“ Es zeugt für die Feinfühligkeit Carischs, daß er dem solennen Installationsbankett fernblieb, bei dem er ja durch zwei Dekane vertreten wurde, und weder Besuche machte, noch empfang, bis er sich der Gemeinde am folgenden Sonntag auf der Kanzel und am Taufstein gezeigt hatte. Seine Antrittspredigt hielt er aber dann über I. Timoth. 1, 5: „Denn die Hauptsumme des Gebotes ist Liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben.“ Bereits auch benützte er bei Predigt und Taufhandlung die von ihm in Chur gearbeitete italienische Liturgie.

Wir schicken nun ein Stück des rein Persönlichen voraus und lassen dann den Überblick über Carischs Arbeit in seiner Gemeinde folgen. Beim Einzug in Puschlav hatte er nicht erwartet, daß er, noch ehe das Jahr zu Ende ging, nicht nur die Pfarrei, sondern auch seine eigene Häuslichkeit haben werde. Er selbst erzählt recht bescheiden davon: „Der himmlische Vater hatte in dieser Beziehung meiner Lage eine so gütige Wendung gegeben, wie ich sie mir nie hätte träumen lassen und erwarten dürfen: der Fremdling und an Jahren schon über die Mitte des Lebens vorgerückte Mann, der nach so manchem fehlgeschlagenen Versuch in dieser Beziehung kaum mehr zu hoffen wagte, führte nun eine lebenswürdige Braut heim.“ Es war beiderseits eine Liebe auf den ersten Blick. Maria Mini hieß die Erkorene. Ihr Vater, der Podestat J. Andr. Mini, hatte in seinem Leben einen merkwürdigen Aufstieg erfahren, der auch recht in unser Zeitbild hineingehört. „Aus einer ganz armen, besonders durch die Wassergüsse von 1772, anno delle disgrazie, wie die Puschlaver es nennen, heruntergekommenen Familie, war er ohne Schulbildung geblieben. Durch Engadiner Verwandte – die Mutter war aus Silvaplana – wurde er veranlaßt, frühe schon als Konditor nach Rußland zu gehen, von wo er sich dann nach Warschau begab. Hier gründete er ein eigenes Etablissement

und zog dann auch seine beiden Brüder, Jeremias und Jakob, nach und gab ihnen Anteil an seiner Handlung. Das Geschäft ging gut, nahm unter seiner Leitung großen Aufschwung und wurde eine der berühmtesten Konditoreien Warschaus. Die Familie Mini gelangte so zu bedeutendem Reichtum. Heimgekehrt, erlebte er einmal die Wahl zum Podestaten des Gerichts. Seine Gattin aber war die Tochter des einstigen Puschlaver Pfarrers Olgiati. Ihr Großvater war noch katholisch gewesen, die Frau aber, die bei der Familie v. Salis-Soglio gedient hatte, wurde reformiert und erzog dann auch ihre drei Söhne trotz mancher Anfechtung in ihrem Glauben, und einer derselben, Joh. Jakob, wurde reformierter Pfarrer.“ (Der Bericht hier stark gekürzt wiedergegeben; der Verf.) Es hat Carisch sichtlich etwa beschäftigt, daß er eine Heirat geschlossen hatte, die ihn, vor derhand wenigstens, jeder ökonomischen Sorge enthob, und man ist vielleicht nicht so ganz überzeugt, wenn er sagt, er habe u. a. damit auch das Recht erhalten, um so schärfer gegen den Mißbrauch des Reichtums zu predigen. Er sollte dann allerdings erfahren, daß auch diese Bevorzugung ihn nicht von schweren Heimsuchungen befreite. Die sichtlich sehr glückliche Ehe wurde schon nach zehn Jahren durch den Tod der Gattin zerrissen, und dazu kamen dann schwere Vermögensverluste durch die furchtbar verheerenden Wassergüsse vom 27. August 1834, ein neues anno delle disgrazie.

Die evangelische Gemeinde Puschlav hatte, wie bei uns jedermann weiß, zur Zeit der Gegenreformation Schwerstes durchgemacht. Carisch verbreitet sich nicht drüber, sondern verweist auf die Schriften von Pfarrer Georg Leonhardi<sup>58</sup>. Wir entnehmen dem heute noch sehr lesenswerten Buch dieses Verfassers vom Jahr 1859 „Das Poschiavinotal“ einige Angaben: Zwar erschien es gut zwei Jahrzehnte nach Carischs Wegzug von Puschlav und im Jahre nach dessen Tod, aber der Hauptsache nach gilt sein Bericht bei der dazumal noch großen Stabilität der Verhältnisse in unserem Bergland auch für die Zwanzigerjahre. Leonhardi gibt für den Borgo, d. h. den Hauptflecken, wo weitaus die meisten Protestanten wohnten, eine Einwohnerzahl von 611 Reformierten und 486 Katholiken an. Einst hatten beide Konfessionen die Kirche San Vittore gemeinsam benützt.

Diesem friedlichen Zustand hatte dann aber die Gegenreformation ein gründliches Ende gemacht, und 1642–49 hatten die Protestanten ihre eigene Kirche gebaut<sup>59</sup>, teils aus einer ihnen zugesprochenen Entschädigungssumme, teils aus Liebesgaben, die bei den Glaubensgenossen in Bünden und der Schweiz gesammelt wurden. Die Errichtung des Glockenturms erfolgte aber erst 1677–85. Der Schmuck des stattlichen, 700 Sitzplätze umfassenden Gotteshauses war auf eine Reihe von Kern- und Sternsprüchen der Bibel beschränkt.

Carisch fährt nun fort: „So bildeten die Puschlaver eigentlich die *ecclesia pressa* des Protestantismus mehr als vielleicht irgend eine der evangelischen Schweiz. Gerade dieser Druck von seiten der Katholiken bewirkte aber eine um so innigere Anhänglichkeit an die Reformation und eine Liebe für Kirche und Religion, wie sie diesseits der Berge kaum anzutreffen sein möchte. Herr Pfarrer Vulpius, mein Vorgänger, war, wie schon bemerkt, 42 Jahre Pfarrer in Puschlav gewesen und ähnlich andauernd auch einige der früheren Pfarrer. Dadurch waren die Kultusformen sehr stabil, ja beinahe stereotyp geworden, und wieviel man auf Kirchenfunktionen hielt, mag davon abgenommen werden, daß jeden Sonntag Predigt und Kinderlehre und noch eine Gebets- und Erbauungsstunde gehalten wurde, in der Karwoche jeden Tag Predigt war, an den Festtagen und Nachfesten zwei. Dann auch jeden Tag öffentliches Gebet, morgens und abends, und zwar waren von den Herren Vulpius und Olgiati in diesen Andachtsstunden immer die gleichen Gebete gelesen worden. Nur daß ich hierin eine Änderung gemacht hatte und meine eigenen verlas, erregte hin und wieder Unzufriedenheit. Die Leute kannten die alten Gebete auswendig und waren, wie sie sagten, imstande, andächtiger zu beten, was wohl möglich ist. ... Man war eben mit dem Bau eines Pfarrhauses und eines Schulhauses beschäftigt, die beide recht schön und bequem wurden und ohne Zweifel zu den besten gehörten, die man damals in Graubünden hatte. Das Schätzbare aber und ganz Ungewöhnliche dabei war, daß die Baukosten aus einer Vermögenssteuer bestritten wurden, zu welcher sich die Gemeinde, besonders auf Antrag der Reichen, geeinigt hatte. Diese Kosten beliefen sich auf eine Summe von 50–60 000 Lire, und

von dieser hatten 12 Familien die Hälfte, 16 andere ein Viertel und 144 andere das noch fehlende Viertel bezahlt. Zum Ruhme der Reichen muß aber noch gesagt werden, daß sie nicht allein ihre Quote durchgängig gerne zahlten, sondern daß auch mehrere von ihnen die der ärmeren Familien übernahmen und, nachdem dies alles geschehen war, die schönsten Opfer zur Gründung eines Schulfonds freiwillig brachten.“

„Mit der öffentlichen Schule stand es damals in Puschlav noch sehr übel. Jeder, der da wollte, konnte Schule halten und den Preis bestimmen, der ihm, außer den 6 Liren, die die Kirche für den ganzen Winter zahlte, monatlich entrichtet werden mußte. Daher kam es, daß auch Weiber zuweilen Schule hielten (vgl. das Verzeichnis in der Jubiläumsschrift „La scuola riformata di Poschiavo 1925) und die wohlfeilsten, wenn auch untüchtigsten Männer gewöhnlich die meisten Schüler erhielten. Dies sollte nun anders werden durch Einführung einer gemeinsamen Dorfschule nach pädagogischen Grundsätzen und die Anstellung tüchtiger Lehrer, die auch von der Gemeinde salarisiert werden sollten. Schulhaus und Schulorganisation wurden bis zum November, d. h. zum Beginn der Schule, fertig (1825), und beides war keine leichte Arbeit. Schon in bezug auf den Bau des Schulhauses waren die Ansichten geteilt, und nicht minder waren die Schwierigkeiten, welche bei der Organisation des Schulwesens zu überwinden waren. Da gab es jede Woche Versammlung des Kirchenrates und nicht selten ernste Debatten. Im ganzen aber herrschte damals in den Behörden wie in der Gemeinde ein sehr guter Geist und in vielen eine eigentliche Begeisterung für das gemeine Wohl. ... Es war wohl seit langem die schönste und erfreulichste Periode der reformierten Gemeinde in Puschlav. Ihr verdankte sie ein erweitertes und bequem eingerichtetes Pfrundhaus, ein neu aufgeführtes Schulhaus, beides in der Nähe der Kirche und in angemessener Gegend des Dorfes, nebst schönem Garten und Grasgarten, und eine neue Schulorganisation, wie ich noch jetzt keine angemessenere in Graubünden kenne (d. h. 1856), indem sie den Bestand einer Schule sichert, die für Arme und Reiche auf eine deren Verhältnissen angemessene Weise sorgt, jedem den Besuch der Schule nach seinen Umständen vier, sechs oder neun

Monate jährlich sichert und ermöglicht. Dann einen ganz neuen, aus freiwilligen Beiträgen zustande gekommenen Schulfonds.“

Carisch spricht von seinem eigenen Verdienst am Zustandekommen der neuen Scuola riformata nicht (siehe die Gedächtnisschrift dieser Schule von 1925). In Wirklichkeit hatte er schon vor seinem Amtsantritt wesentlich daran mitgewirkt durch die Bedingung, nur zu kommen, wenn die Vereinigung der bisher durch verschiedene Lehrer gehaltenen Schulen auf eine Gemeindeschule statfinde.

Im folgenden aber gewährt nun Carisch durch seine Lebenserinnerungen einen Einblick in seine im engeren Sinne pfarramtliche Tätigkeit in Poschiavo. Es geschieht unter dem Titel „Grundsätze und Erfahrungen in meinem Amt“. Wir müssen uns mit einem Auszug begnügen. Auch ist zu bemerken, daß eben bei diesem Bericht der betagte Erzähler gar manches hinein trägt, was ihm erst später deutlicher zum Bewußtsein kam, obschon er das seinerzeit auf Joh. Friedr. v. Tscharners Rat begonnene Tagebuch stets noch weitergeführt zu haben scheint. Manches liest sich wie ein Auszug aus seinen Vorlesungen über Praktische Theologie, die er in der zweiten Periode seines Churer Lehramtes noch einige Jahre am theologischen Institut der Kantonsschule gehalten hat.

Er beginnt mit der Predigt t ä t i g k e i t, und wir stellen das recht bescheidene Bekenntnis voran, das er in diesem Zusammenhang ablegt. „Unter die mir selbst bewußten, natürlichen Mängel als Prediger, was mich betrifft, muß ich zählen, daß ich eine schwache Stimme habe und zu leicht gerührt werde, was in einzelnen Fällen wirklich störend wirkt. Als sittlichen Mangel und Fehler bedaure ich, daß ich nicht lange genug meine Predigten geschrieben, sie nie vollkommen ausgearbeitet und streng nach dem Konzept auswendig gelernt habe.“ So sind denn auch keine gedruckten Predigten Carischs auf uns gekommen. Auch die Ordinationsrede vom Jahre 1842, die laut Synodalbeschuß hätte im Druck erscheinen sollen, ist nicht aufzufinden. Dagegen befinden sich unter den Manuskripten der Kantonsbibliothek zwei romanische Predigten aus seinen letzten Lebensjahren<sup>60</sup>. Wir dürfen kaum annehmen, daß Carischs Predigt t ä t i g k e i t besonders tiefe Furchen zog. Seine Hauptstärke

lag in anderen Dingen, und das mochte er spüren. Wie ernst er es aber auch mit dieser Aufgabe nahm, und wie wenig er sich einfach vom Strome treiben ließ, läßt sich stets wieder erkennen.

Er spricht von drei Predigtarten, von denen er die beiden ersten zwar allgemein bestehen läßt, für sich selbst aber ablehnt. „Die erste ist die, welche sich in genialer Auffassung des Hauptsatzes, in Anbringung schlagender Wörter und Bilder sowie in blumenreicher Schilderung einzelner Teile des Ganzen gefällt, ... das zweite ist die orthodox-dogmatische, die sich besonders in der Lobpreisung Gottes, des Heilandes Jesu Christi und in beredter plastischer Schilderung der Sündhaftigkeit und Nichtigkeit des Menschen bewegt. ... Nach meiner Erfahrung sind diese Art von Predigten der Mehrzahl der Zuhörer unserer Zeit nicht nur von Herzen zuwider, sondern auch mehr geeignet, Ärger und Widerwillen, als reuige Erkenntnis ihres Seelenzustandes und Sehnsucht nach Erlösung zu erwecken.“ Dem gegenüber stellt er nun eine dritte Predigtweise, die er gelegentlich die „psychologische“ nennt. Ihr Ziel ist, „das Auge zu schärfen für das Gute, das sich in jedem Menschen mehr oder weniger offenbart, aber auch in jedem Menschen oft in so abschreckender Weise verdunkelt und in finstere Sünde verkehrt erscheint“. Nicht „über“ dem Geistesleben der Gemeinde soll der Pfarrer in der Predigt schweben. „Die Kenntnis des intellektuellen, sittlichen und religiösen Zustandes der Gemeinde ist dasjenige, was dem Pfarrer als Grundlage zu erbaulichen Predigten nottut.“ Die Hauptaufgabe der Predigt ist eine reinigende, ein Emporführen des Zuhörers von einer unrichtigen, halben Erkenntnis der göttlichen Wahrheit zur ganzen, also ein Zwiegespräch. Das, sagt Carisch, sei auch der Zauber der Schleiermacherschen Predigtweise. Der Zuhörer müsse heraus aus seiner „Teilnahmslosigkeit und Lethargie“, und fügt dann bei: „Am meisten entscheidet der Umstand, daß der Prediger von seinem Gegenstande recht durchdrungen und es ihm heiliger Ernst sei, seine Predigt nicht nur zu absolvieren, sondern die ihm vorschwebende Wahrheit lebendig und nachhaltig in die Gemüter der Zuhörer zu übertragen.“ Lebensnähe, Erfassung und Erweckung des Hörenden ist also das Ziel, um das Carisch in der Predigt ringt, aber es ist nicht die banale Lebensnähe des Rationalismus, die

so oft den wirklichen Inhalt des Evangeliums umging. Und dieses Ringen um erweckliches Predigen bringt ihn dann auch zu einer Hochschätzung der Kasualrede, namentlich der Grabreden. In ihnen habe der Prediger eine treffliche Gelegenheit, tröstend und bessernd zum Gemüte zu sprechen, und daher sollte er eine besondere Sorgfalt auf die Abfassung derselben verwenden.

Drauf folgt das weite Gebiet des Religionsunterrichtes, den Carisch, wie zu erwarten war, mit ganzer Liebe pflegte und vom ersten Tag seines Pfarramtes an auch methodisch zu fördern suchte. Er berichtet: „Nach der hergebrachten Gewohnheit bestanden Religionsunterricht und Kinderlehre besonders im Auswendiglernen und Hersagen des Katechismus.“ Er traf somit einen Zustand an, den schon einige Jahrzehnte früher Pestalozzi so scharf kritisierte. Das aber konnte ein Mann vom Eigenleben Carischs nicht ertragen. Es scheint, daß man im Puschlav noch nicht einmal Hübners Biblische Geschichten benutzte, von denen es doch schon seit 1743 italienische Übersetzungen von Andreas Planta und hernach von Meintel gab. Und nun entspricht es ganz dem tätigen Wesen Carischs, daß er sich ohne Zögern an eine italienische Übertragung von Joh. P. Hebels „Biblischen Geschichten für die Jugend“ machte. Sie erschien schon 1828/29 bei Otto in Chur und 1844 zum zweitenmal. Aber nicht genug an dem. 1831 ließ er ihr die Übersetzung von Hebels Katechismus folgen. Sie trägt auf dem Titelblatt das merkwürdige Motto: I. Thess. 5, 21 „Provate ogni cosa, ritenete il bene.“ Er selbst sagt drüber: „Das moralische Element war mir in den Religionsbüchern der älteren Zeit zu wenig berücksichtigt“, und fährt fort: „Beide, besonders das erstere Buch, waren in sprachlicher Hinsicht sehr unvollkommene Werke. Indessen in jener Zeit taten sie wohl vielen verdankenswerte Dienste.“ Hebels Katechismus befriedigte dann allerdings auch Carisch auf die Dauer nicht ganz, mit Ausnahme seines vierten Hauptstückes „Von der Heiligung“. Als „Bearbeitung des Lutherschen Katechismus in Herderschem Sinn, versuchend, Lehrorthodoxie und Erlebnisfrömmigkeit zu vereinigen“<sup>61</sup>, ist er bis heute ehrwürdig, auch wenn er nicht von Hebel stammte, aber er leidet an Umständlichkeit und anderen Mängeln und

wurde auch in Hebels Diözese, dem Großherzogtum Baden, nie als offizielles Lehrmittel erklärt. Erst 1828, d. h. zwei Jahre nach Hebels Hinschied, wurde er aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben<sup>62</sup>, und der Bündner Pfarrer Carisch im fernen Puschlav war der einzige, der ihn durch eine Übersetzung weitergab für die italienischen Gemeinden in Puschlav und im Bergell. Doch erlebte auch diese keine zweite Auflage.

Dauernder war nach Carischs Vorgang die Lebensfähigkeit von Hebels „Biblischen Geschichten“ in Graubünden. Bereits wissen wir, daß seine Übersetzung ins Italienische 1844 eine zweite Auflage erlebte. 1830 aber erschien eine zweite Übertragung, diesmal ins Oberländer Romanische, durch Pfarrer Florian Walther, damals in Ilanz. Der Druck war subventioniert durch den 1827 gegründeten Evangelischen Schulverein, unter dessen Initianten wir Carisch begegnen werden. Noch 1857 aber erlebten dann die Hebelschen „Biblischen Geschichten“ eine Ausgabe im Engadiner Romanisch durch Heinrich und Lechner. Das war zwei Jahre, nachdem dieses Lehrmittel in Hebels Heimat Baden bereits außer Kraft gesetzt worden war. Der Reiz dieser Geschichten in der ihnen durch Hebel gegebenen Form ist auch heute noch keineswegs verschwunden. „Von Theologen vielfach bemängelt, von Künstlern stets wieder bestaunt und gepriesen.“ Was sich ein großer Dichter vom Herzen schreibt, hat ja etwas an sich, was nicht stirbt. Aber der biblisch-glaubensmäßige Gehalt kam zu kurz. Die Theologie Hebels war mehr dem Kommen und Gehen unterworfen, als seine unvergleichliche Erzählerkunst.

Für uns aber ist das oben Ausgeführte insofern noch besonders wichtig, als wir aus der Bevorzugung dieser beiden Lehrmittel für den evangelischen Religionsunterricht zu erkennen glauben, wo Carisch selbst damals theologisch stand. Es galt für ihn, was sein etwas jüngerer Zeitgenosse, der Kirchenhistoriker Karl Rud. Hagenbach, über Hebel und Jean Paul sagt<sup>63</sup>, wenn er von einem Zwiespalt redet zwischen dem im Christentum lebenden Gefühl und einem an die dogmatische Form sich stoßenden und darum der neueren Aufklärung sich zuwendenden Verstand. Darüber hinausgekommen ist Carisch auch in seinen letzten Lebensjahren kaum. Ihn aber deshalb

einen Rationalisten zu nennen, ist unrichtig und zeugt von wenig Unterscheidungsvermögen. Man lese die kräftigen Sprüche aus Hebels Briefen über das reine Aufklärertum, die W. Altwegg anführt<sup>64</sup>. Es gibt im großen christlichen Raum ehrwürdigste Erscheinungen, die ihren Platz irgendwo mitten drin haben. Zu ihnen ist Carisch, menschlich geurteilt, zu rechnen, übrigens mit vielen Tausenden bis auf den heutigen Tag. Es ist bezeichnend, wie er mitten in den Ausführungen über die ihm gemäße Predigtart das Goethewort zitieren kann: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen“, und sagen kann, die Hauptsache sei nicht das dogmatische Plus oder Minus, sondern die innere Beteiligung, der heilige Ernst des Predigers. Das Gegenstück dieser Schranke seiner Theologie ist dann die erfreuliche Tatsache, daß wir in seinen Lebenserinnerungen niemals Worten der Geringschätzung oder gar des Hasses gegen anders gerichtete Amtsbrüder begegnen, und noch ein gutes Jahrzehnt vor seinem Hinschied hat er mit seinem theologischen Gegenspieler Dekan Paul Kind Hand in Hand das heute noch bestehende Werk des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in Graubünden gegründet. Das in necessariis unitas war ihm weit mehr als ein Gebot weltlicher Klugheit.

Wir kehren nach dieser scheinbaren Abschweifung zurück zur sichtlich gesegneten *Gemeindearbeit* Carischs in Puschlav. Daß er bei seiner hohen Einschätzung des Jugendunterrichts auch der Unterweisung zur Konfirmation und dieser Feier selbst großes Gewicht beimaß, ist selbstverständlich. Zu erwähnen ist hier sein Dringen auf späten Konfirmationstermin und die Forderung einer öffentlichen Prüfung der Konfirmanden. Die eigentliche Feier fand jeweilen am Karfreitag statt, und zwar „auf Grund der trefflichen Presbyterialverfassung der Gemeinde Poschiavo“ unter reger Anteilnahme nicht nur der Gemeinde, sondern auch des Kirchenvorstandes. „Zur Konfirmation versammelten sich die Katechumenen mit ihren Eltern und Paten beim Schulhause und das Kollegium (d. h. der Kirchenvorstand) im Pfarrhause, von wo aus der Zug nach der Kirche ging. Der Kirchenrat paarweise voran; dann folgten ebenso die Konfirmanden und zuletzt die Eltern und Paten. ... Auch wurde es Gegenstand meiner Sorge, daß die Katechu-

menen zwar reinlich und anständig, aber nicht in auffallendem Putz irgendwelcher Art erschienen. Ebenso aber war es mir höchst widerwärtig, wenn Frauen in goldenen Ketten und mit Diamantringen beim hl. Abendmahl erschienen. Wogegen ich es natürlich löblich fand, wenn die einfachen Bauernfrauen ihr Brautkleid zu dieser Feier anlegten und ihren schwersten goldenen Brautring trugen.“

Krankenbesuche lagen ihm weniger, und man erkennt daran das von uns schon früher bedauerte Fehlen einer Beeinflussung durch Anschauungen und Praxis des Pietismus. Wo er diese Besuche aber ausführte – und auf Wunsch geschah dies regelmäßig – bediente er sich aus tiefster Überzeugung einer festen, aus der alten italienischen Liturgie stammenden Formel, die an gute katholische Traditionen gemahnt. Es ist nicht das einzige Mal, daß der im allgemeinen so wenig konservativ gestimmte Carisch der Tradition volles Verständnis entgegenbringt.

Dem geselligen Verkehr in der Gemeinde blieb er im allgemeinen eher fern, erkennt aber auch den erzieherischen Wert der Teilnahme des Pfarrers an den üblichen Festlichkeiten. Daß er die Neuerung einführte, langgezogene Hochzeitsgastereien durch einen Gang ins Freie zu unterbrechen, war zwar keine reformatorische Tat, aber lobenswert. Recht sinnreich sind die Trauungssitten, die er antraf und sichtlich begrüßte. „An der Hochzeit wird die Braut von zwei ihrer Patinnen und in Ermangelung derselben von ihren nächsten Freundinnen, Padoleggie genannt, und der Bräutigam von zwei männlichen Paten und Freunden in die Kirche geführt. Bei der Trauung tritt der Pfarrer zuerst vor die kleine Bank, auf welche die Brautleute zu knien haben. Dann tritt der Bräutigam ihm gegenüber an diese heran, worauf der Vater der Braut oder, wenn dieser fehlt, ihr nächster Verwandter zu ihr hintritt und sie an die Seite des Bräutigams führt. Beim Ausgang aus der Kirche hält die Braut an der Türe still, worauf dann der Bräutigam zu ihr hintritt, sie an der Hand zum Pfarrer führt und sie diesem zur Begleitung nach Hause übergibt. An der Türe des Hauses oder an der Treppe empfängt sie dann die Mutter oder die nächste Verwandte des Bräutigams aus der Hand des Pfarrers, der sie ihr

als neue Tochter übergibt. Mit mütterlichem Kuß wird sie empfangen, und diesem Beispiele folgen dann die übrigen Verwandten und Freundinnen.“

Es ist begreiflich, daß der vielbeschäftigte und auch immer mehr durch allgemein kirchliche Aufträge beanspruchte Carisch nach einigen Jahren den Wunsch hegte, für sein Amt einen Gehilfen zu erhalten, um so mehr da die Gemeinde auch in früheren Zeiten gelegentlich einen zweiten Pfarrer gehabt hatte; und mit einem nicht unbedeutenden persönlichen Opfer setzte er es durch. „Ich machte den Vorschlag, einen zweiten Pfarrer neben mir anzustellen, und zwar in solcher Art, daß wir dann daneben gemeinsam eine Lehrstelle an der Schule übernähmen und uns in den Kirchendienst teilten. Zugleich erbot ich mich, auf 200 Gulden von meinem auf 900 Gulden festgesetzten Gehalt zugunsten des zweiten Pfarrers zu verzichten und ihm in dieser Weise mit Überlassung des ganzen Lehrergehaltes ein anständiges Einkommen zu sichern.“ So wurde dann Carischs Schüler und Schützling, der 1827 ordinierte Georg Battaglia von Feldis, berufen, und die Erwartungen erfüllten sich. „Die Schule erhielt durch Battaglia einen kaum erwarteten Aufschwung. Wir hatten in einem Jahr 27 ‚fremde‘ Schüler. Wir beide wirkten in der schönsten Eintracht zusammen. ... Ohne Sorge konnte ich mich jetzt gelegentlich auch von Hause entfernen, z. B. zu einer Reise nach Bergamo und Mailand 1829. Aber schon 1830 erhielt Herr Battaglia einen Ruf an die Kantonsschule in Chur.“ Es war wohl die erste eigentliche Kränkung, die Carisch in Puschlav erfuhr, daß man ihm nicht wieder für einen zweiten Pfarrer sorgte, wohl aber sein Gehalt auf den reduzierten 700 Gulden beließ. Edel war es nicht, aber man dachte wohl, der begüterte Schwiegervater werde für das Fehlende sorgen.

Unterdessen war Carisch auch in allgemein-kirchliche Aufgaben hineingewachsen und mehr und mehr zu führender Stellung gelangt. Er selbst schreibt darüber: „Synoden und Kolloquialversammlungen habe ich von Puschlav aus fleißig besucht. Jene nicht allein, um meine Freunde diesseits der Berge zu sehen, sondern recht eigentlich, um bei der Op-

position zu sein, die mich wünschte und auch nötig war. Herr Antistes Kind hat unstreitig große Verdienste um die Synode und um die bessere Ordnung, die in derselben eingeführt worden ist. Ihm und Herrn Prof. Schircks hatte sich aber eine zahlreiche Partei angeschlossen, die eine theologische Richtung verfolgte, die nicht die meinige, und der etwelche Schranken zu setzen nicht überflüssig war. Als Examinator und öfters auch im Kirchenrat lag mir die Pflicht des Besuches der Synode um so mehr ob. Das Kolloquium aber besuchte ich, weil es der Reorganisation des Oberengadiner Kolloquiums sehr bedurfte, ich auch zum Präses gewählt worden war (1830) und mich auch in der Versammlung der letzten Jahre, da neue Elemente hinzugekommen waren, wirklich wohl befand.“ Wir werden später Gelegenheit haben, über Carischs Mitarbeit in der Synode zusammenfassend zu urteilen. Wie geschätzt sie war, erkennt man aus der großen Zahl von Spezialaufträgen, die er stets wieder erhielt. Wir verzichten an dieser Stelle auf ihre Aufzählung und verweisen auf die Protokolle des Evangelischen Kirchenrates und der Synode.

Schon im zweiten Jahre seines Puschlaver Pfarramts wurde ihm ein solcher Auftrag zuteil. „Im Jahre 1829 sollte eine rätische Liturgie im Auftrag der Synode ausgearbeitet werden. Eine Kommission, zu der auch ich ernannt war, sollte diesen Auftrag ausführen. Mit meinem Freunde Pfr. Karl Raschèr (damals Pfarrer von Maladers) wurde mancherlei gefördert, was aber in der Minderheit blieb. Doch sind verschiedene Gebete nach meinem Entwurfe angenommen worden. ... Worauf wir besonders drangen, war besonders, daß die Gebete nach der Predigt kürzer sein sollten, daß man Tautologien und Ausdrücke, die manchen besonders salbungsvoll erschienen, ausmerzen möchte. Umsonst! Wir blieben in der Minderheit, und mit welchem Unrecht dies geschehen, habe ich in der Folgezeit oft gefühlt. Es will mir scheinen, daß, wie wir uns in der Unterhaltung mit Menschen zur Pflicht machen, logisch und mit möglichster Genauigkeit und Ordnung zu sprechen, dieses auch in den Anreden an Gott geschehen sollte.“ Im Juni 1831 erhielt er dann von der Synode den Auftrag, diese Liturgie ins Italienische zu übertragen, und er führte ihn auch mit der ihm eigenen

Sorgfalt aus. Als aber die Arbeit druckfertig war, fehlten die Mittel zur Drucklegung, so daß er auch dies, zunächst wenigstens, auf eigene Kosten wagen mußte. Seine Hoffnung aber war, das Buch werde auch der Andacht in den Familien dienen. Das Kirchenbuch ist ein schöner Druck aus der Offizin des Simon Benedict in Chur, 1836. Sehr bemerkenswert ist Carischs Vorrede zu dieser Übersetzung. Sie läßt einen Blick tun in seine Sorge nicht nur für das Kirchengebet, sondern gleichzeitig für die häusliche Andacht. Es ist eine stille, verleugnungsvolle Sache um die Arbeit an einem Gebetbuch. Sie hat aber Carisch in verschiedenen Formen fast dreißig Jahre hindurch begleitet. Noch 1853 erschien sein Büchlein *La divozione domestica*, das uns später beschäftigen wird. Wer etwa geneigt sein sollte, kleinliche Kritik an Carischs Theologie zu üben, soll dieser Arbeiten gedenken und der tiefen evangelischen Frömmigkeit, die sie bekunden.

Unterdessen hatte nun allerdings der Puschlaver Pfarrerherr eine andere Arbeit eingeleitet, die nach außen hin weit mehr bedeutete und ihm schließlich die Anerkennung eintrug, einer der verdientesten Schulmänner Graubündens im 19. Jahrhundert genannt zu werden. Wir meinen seine Initiative zur Gründung eines evangelischen Schulvereins, die ins Jahr 1827 fällt. Carischs weitgehendes Interesse am Erziehungs- und Schulwesen ist uns aus früher Erzähltem bekannt. Seine Studienjahre fielen in die Glanzzeit des Pestalozzischen Institutes in Yverdon. Später hatten ihn Schleiermachers Vorlesungen über Pädagogik gefesselt und geklärt. Auch als aufmerksamen Leser Jean Pauls lernten wir ihn kennen; dessen berühmte „*Erziehlehre*“ *Levana* schon 1814 zu erscheinen begonnen hatte. Dann kam von 1820 weg seine praktische Mitwirkung an der in die Kantonsschule eingefügten ältesten Lehrerbildungsanstalt Graubündens und schließlich die fortdauernde, wenn auch heute nicht mehr genauer nachweisbare Verbindung mit J. C. v. Orelli in Zürich. Dieser war es, der 1825 die Anregung gemacht hatte zur Gründung eines Zürcher „Privatvereins für die Bildung und Unterstützung der Landschullehrer des Kantons Zürich“<sup>65</sup>. Als Untergrund zu all diesen Neigungen Carischs ist aber seine ausge-

sprochen didaktische und besonders nach der moralischen Seite ausgebildete Wesensart zu betrachten. So sind wir denn auch keineswegs erstaunt, wenn er von seiner ersten Predigtzeit in Puschlav berichtet, er habe manchen Leuten zum Überdruß Erziehungspredigten gehalten. Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft hatte für ihre Jahrestagung von 1825 in Luzern die Frage ausgeschrieben: „Was ist bereits in den verschiedenen Kantonen der Schweiz für den Unterricht und die Fortbildung der Schullehrer getan worden?“ Unter den 15 eingegangenen Antworten kam auch eine von Pfr. Decarisch in Puschlav<sup>66</sup>.

Daß dieser Mann unser damals noch sehr wenig entwickeltes bündnerisches Volksschulwesen mit Sorge betrachtete, kann nicht überraschen. Noch war dieses durchaus Sache der einzelnen Gemeinden. Ihnen war es anheimgestellt, die Schulpflicht durchzuführen, Schuldauer und Lehrplan festzusetzen und zu überwachen, und das geschah, wennschon nicht überall, so doch gar mancherorts nachlässig genug. Eine wirkliche Besserung war nur zu erwarten von einer mehr oder minder einheitlichen Zusammenfassung des Volksschulwesens, und diese konnte, wie die Dinge damals lagen, nur ausgehen von der landeskirchlichen Gemeinschaft. Diese war zwar – wir sprechen hier vom reformierten Landesteil – seit 1537, d. h. seit der Gründung der evangelisch-rätischen Synode, vorhanden, drang aber erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ins Volksbewußtsein ein mit der Neuordnung des evangelischen Kirchenwesens vom Jahr 1808. Damit kam ein Erwachen für gemeinsame Aufgaben des kirchlichen Lebens und der Volkserziehung im allgemeinen, und es war nicht nur ein kultureller Fortschritt, sondern eine erfreuliche Rückkehr zum Geist der Reformation, daß Geistlichkeit und Synode sich die Augen öffnen ließen für die großen Aufgaben, die unser unentwickeltes Volksschulwesen stellte. So kam es auf Pfr. Otto Carischs Anregung hin im Jahre 1827 auf der Synode in Thusis zur Gründung des „Vereins zur Verbesserung der Landschulen in Bünden“, später einfach der Evangelische Schulverein genannt.

Es ist nicht nötig, daß wir hier auf Einzelheiten der bedeutsamen, ja bahnbrechenden Arbeit dieses Vereins eintreten, dem ja dann 1832 auch ein katholischer Schulverein zur Seite trat.

Existieren doch bereits zwei Spezialarbeiten über das Thema von Dr. J. Ulr. Maier und außerdem die gerechte Darstellung im großen Zusammenhang der bündnerischen Schulgeschichte in Prof. F. Pieths Bündnergeschichte<sup>67</sup>. Wir beschränken uns auf einige Äußerungen Carischs in seinen Lebenserinnerungen sowie bei anderer Gelegenheit. Er erzählt: „Mit besonderer Freude habe ich mich immer der Gründung des Evangelischen Schulvereins erinnert, zu welcher ich den Grundstein durch eine Aufforderung im Churer Wochenblatt (sollte heißen Intelligenzblatt), veröffentlicht im Mai 1827 (d. h. einige Wochen vor der Thusner Synode), gelegt habe. Es zeigte sich auch hier, wie leicht das Gute ausführbar ist und gelingt, wenn das Bedürfnis danach lebendig geworden und die Empfänglichkeit dafür vorhanden ist. ... Mit Recht macht der Erlöser seine Zeitgenossen tadelnd darauf aufmerksam, daß sie die Zeichen der Zeit nicht erkannten.“

Carisch hat dann fast die ganze Geschichte des Evangelischen Schulvereins miterlebt. Er starb zwei Jahre vor dessen Auflösung im Jahre 1860. Zwar wurde das Präsidium Antistes P. Kind übertragen und aus geographischen Gründen Carisch auch nicht in den Vorstand gewählt. Aber kaum war er dann 1837 von Puschlav nach Chur zurückgekehrt, wurde ihm (1838) die Leitung des Vereins anvertraut, und er behielt sie bis 1846 bei. Bei der Übernahme des Vorsitzes konnte er rückblickend sagen: „Wie ein Tal mit dem anderen und im gleichen Tale ein Dorf mit dem anderen (nach der Gründung des Vereins) in der Vervollkommnung seiner Schuleinrichtungen wetteiferte, wie hier und dort die alten Schulhäuser ausgebessert und erweitert, neue, durchgängig wohleingerichtete, zum Teil auch prächtige von Grund auf erbaut wurden, wie ansehnliche Schulfonds teils durch großmütige Beiträge von Privaten, teils durch Abtretung von Gemeindegeldern und zweckmäßige Eröffnung fortdauernder Hilfsquellen gegründet, welche weise Anordnungen zur Verwaltung und Äufnung des Schulgutes getroffen wurden, wie endlich die Schulorganisation im Äußeren und Inneren sich vervollkommnet und unzweckmäßige Bücher den besseren, gemeinsamen und schon deswegen geeigneteren hatten Platz machen müssen.“ (J. U. Maier, Der Evangelische Schulverein.)

Nun hatte aber all diese Vorarbeit der beiden Schulvereine nichts daran ändern können, daß die Stunde schlug – es war 1843<sup>68</sup> –, da durch die Bestellung eines interkonfessionellen Erziehungsrates durch den Großen Rat die spontane Tätigkeit dieser Vereine durch den Staat eingeengt und schließlich aufgesogen wurde. Die Auffassung setzte sich auch in Graubünden durch, daß das Volksschulwesen zu den wichtigsten Aufgaben und Instrumenten des modernen Staates gehöre und der Kirche aus der Hand genommen werden müsse, und so erfüllte sich denn fast zwangsläufig das Schicksal der beiden Schulvereine. Dadurch, daß ihnen eine liebe Aufgabe nach der andern entzogen wurde, mußte ihre Existenzberechtigung stets fraglicher werden. Carisch war ein politisch viel zu aufgeschlossener Mann, um darüber zu jammern. Aber es spricht eine nicht unberechtigte Erbitterung aus seinen etwa 1856 niedergeschriebenen Schlußbetrachtungen zu diesem Thema: „Mein tiefes Bedauern muß ich hier aussprechen, daß der nachher (d. h. 1838 und 1843) eingeführte Erziehungsrat die Wirksamkeit des Vereins so sehr beschränkte, ohne sich die Grundsätze desselben anzueignen und von ihm dasjenige zu lernen, was zu lernen so nahe gelegen hätte: Ich meine die Kunst, mit geringen Mitteln vieles zu leisten; denn da geschah gerade das Gegenteil. An die Stelle der unbezahlten Schulinspektionen traten unter dem Erziehungsrat Inspektionen, die mit schwerem Gelde bezahlt wurden und im allgemeinen nicht besser waren. Die alten Vereinsschulbücher wurden durch andere, gewiß nicht immer bessere verdrängt, die mit bedeutenden Honoraren angefertigt und so wohlfeil abgegeben wurden, daß die Schulkasse starke Einbußen erlitt. Die unter dem Schulverein eingeführten Prämien, welche von diesem nur armen, kleinen Gemeinden verabreicht wurden, wenn sie sich auch ihrerseits behufs der Schule anstrebten, wurden auch fernerhin vom Erziehungsrat ausgeteilt, aber nicht nur armen, sondern auch den größten und reichsten Kirchgemeinden, und was dabei das Schlimmste ist, ist das, daß nicht sowohl die Armut, als die Gegenleistung, zu der sich die Gemeinde verpflichtet, zum Maßstab für die Größe des Prämiums gemacht wird, woher es dann kommt, daß die wohlhabenden Gemeinden das Meiste erhalten, und die kleineren, ärmeren leer ausgehen oder jeden-

falls bei solcher Konkurrenz nicht die Unterstützung finden, die sie wirklich nötig gehabt hätten. . . . Im Erziehungsrate saß nicht ein Mann von pädagogischer Bildung. Dem Rektor der Kantonsschule wurde das Stimmrecht genommen, und ein Mann, wie Herr Landvogt Vincenz v. Planta, der durch seine Einsicht, Treue und Lust an dergleichen Geschäften, die er auch als Mitglied des Vorstandes des Evangelischen Schulvereins mit Eifer und Beharrlichkeit bewährt hatte, und der ganz dazu befähigt gewesen wäre, wurde nie in die Erziehungsbehörde gewählt.“ Das sind Worte, die noch heute des Eindrucks nicht verfehlen können bei Leuten, die sich Gedanken machen über die Grenzen dessen, was dem Staate zu überbinden ist.

Der Evangelische Schulverein löste sich, wie oben schon erwähnt, 1860 auf. Er behält aber einen Ehrenplatz in der Geschichte des bündnerischen Volksschulwesens und mit ihm sein Gründer und zeitweiliger Leiter Pfarrer Otto Carisch, wie auch der an erster Stelle mitarbeitende einstige politische Flüchtling Professor G. W. Roeder.

Carischs persönliche Verhältnisse in Puschlav entwickelten sich zunächst durchaus erfreulich. Die Ehe war glücklich trotz dem großen Altersunterschied, und die Gattin schenkte ihm im Lauf der Jahre, d. h. bis 1834, fünf Kinder. Ein Ersatz für die geographische Entlegenheit seiner Pfarrei war ihm seine ausgebreitete Korrespondenz nach verschiedenen Seiten hin. Leider fehlt uns Briefband II (von 1825 weg), doch zitiert Carisch in den Lebenserinnerungen dies und das aus den Freundschaftsbriefen dieser späteren Zeit. Sehr rege blieb der Briefwechsel mit den Freunden in Bergamo, den zwei jüngeren Söhnen Frizzoni, Johann Leonhard und Friedrich, aber auch, wie es scheint, mit deren Hauslehrer Dr. Gündel, der nun allerdings seiner Unterrichtspflichten enthoben war, aber im Hause Frizzoni weiterlebte als Hausfreund und Berater, u. W. bis an sein Lebensende. Dazu kam selbstverständlich J. P. Hosang, der unterdessen zum Prokuristen des großen Geschäftshauses vorgeückt war, ja einige Damen des dortigen Kreises. Carisch nennt es „eine schöne Lebensgemeinschaft auch in der Ferne“.

Aber auch Briefe J. C. v. Orellis blieben auf die Dauer nicht aus. Carisch zitiert aus einem solchen vom 11. August 1825 die schönen Stellen: „Zweifle nicht an mir. Wir waren ja in frohem Zusammenleben so innig und nach dem Besseren trachtend vereint. . . . Bearbeite Deine Seele so viel wie möglich fürs Bildungswesen, für eine freie Auffassung der ewigen religiösen Ideen, an denen ich auch in meiner Freiheit unverbrüchlich festhalte, weil ich sonst nicht mehr leben könnte in der Welt des Scheines.“ Von den Churer Kollegen sind es Roeder und Tester, die nicht ablassen, ihm zu schreiben, Tester selbstverständlich in fein pointierter Witzrede. Es ehrt Carisch, daß dieser gescheite Saffier Bauernsohn, „ein Charakter von ausgeprägter Originalität, sprudelnd von Humor und scharfem Witz, doch eine durch grundfeste Selbständigkeit tiefe Natur“ (Worte Rud. Christofels<sup>69</sup>), nicht von ihm ließ. Und dann ist's wieder der anders gewachsene, tiefernste Joh. Friedr. v. Tschärner in Chur, der seinen treuesten Schüler Carisch auch auf seinem kirchlichen Außenposten in Puschlav nicht vernachlässigt. Er war es dann auch, der dessen Werk, den Evangelischen Schulverein, in seinen Zielen auf die generöseste Weise unterstützte. Schließlich faßt Carisch dieses private Erleben in Puschlav in die Worte zusammen: „In den Jahren, da Frankreichs Thron infolge einer kaum erwarteten Erschütterung fiel, die Schweiz an so vielen Punkten in krampfhaften Zuckungen bewegt wurde, die alte und die neue Familien- und Städtaristokratie den neu erwachten Bestrebungen nach Gleichheit der Rechte weichen mußte und die Volkssouveränität und gerechtere Kantonsverfassungen aus dem Kampfe hervorgingen, was auch mir freilich zu großem Trost gereichte, verlebte ich im Puschlav in meinem Amt und meiner Familie und durch freundschaftliche Verhältnisse in der Nähe und in der Ferne sehr frohe und genußreiche Tage.“

Nun folgten sich dann allerdings auch die H e i m s u c h u n g e n. Schmerzlich war schon der rasch nacheinander folgende Tod der Schwiegereltern, Podestat Mini und Frau, im Jahr 1830, erschütternd aber der Hinschied der jungen Gattin am 17. Juli 1835. Sie starb an einem rasch überhandnehmenden Lungenleiden und ließ den Gatten mit fünf Kindern zurück; das älteste achtjährig. Vielleicht stand die Erkrankung im Zusammenhang

mit der furchtbaren Hochwasserkatastrophe, die der Flecken Puschlav am 27. August 1834 erlebt hatte. „In der Nacht vom 26. auf den 27. August weckten uns Donnerschläge, wie sie kaum je gehört worden, und am Morgen, als ich frühe hinauselte, zeigten sich in Privilasc die furchtbarsten Verheerungen, die die Val di Verona durch ihren Ausbruch verursacht hatte.“ Carisch gibt eine ausführliche Schilderung des Naturereignisses und seiner Folgen<sup>70</sup>. Wir begnügen uns mit dem Hinweis für Freunde der Puschlaver Lokalgeschichte und beschränken uns auf die Notizen über die Folgen. „Der Totalschaden, den das Dorf Puschlav durch diese Wassergüsse erlitt, ist nach amtlicher Schätzung auf dreihundertachtzehntausend Gulden angeschlagen worden (nach heutiger Kaufkraft des Geldes etwa das Fünffache in Schweizerfranken; der Verf.), und ich darf mit Zuversicht annehmen, daß er eher größer als geringer war. Ich allein erlitt einen Verlust von fünfzehntausend Gulden, und nur der Wohlstand des Puschlavs und die Leichtigkeit, gute Veltliner Arbeiter zu bekommen, und der Mangel an Boden waren imstande, zu bewirken, daß alle diese Güter wiederhergestellt, zum Teil auch verbessert und verschönert wurden.“ Die Folge des Unglücks war dann die Eindämmung des Poschiavino nach den Plänen des Ingenieurs La Nicca. „Dieses so verdienstliche Werk wurde besonders durch die reichen Steuern ermöglicht, die von der Eidgenossenschaft unter Leitung eines Komitees der Gemeinnützigen Gesellschaft flossen, an dessen Spitze der ehrwürdige Herr J. C. Zellweger in Trogen stand. ... Diese allerdings großen Verluste, die ich am Vermögen erlitt, wie auch spätere, in anderer Art erfolgte, haben mir jedoch nicht eine Nacht den Schlaf geraubt.“

Nach solchen Erlebnissen, besonders nach dem frühen Hinschied seiner Frau im Sommer 1835, hatte Carisch eine Erholung nötig und verließ seinen Posten für einige Wochen. Er brachte seine Kinder ins Rothenbrunner Bad und knüpfte daran eine Reise ins Appenzellerland, begleitet von den Churer Professoren Battaglia und Saluz, zum Besuch der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Hier lernte er Joh. Kaspar Zellweger persönlich kennen, wie auch den vielgenannten Dekan Frei in Trogen, Bekanntschaften, die ihm

einige Jahre hernach besonders wichtig werden sollten. Er ergötzte sich aber auch an den kindlichen Erzählungen des Pestalozzischülers Krüsi aus seinen Lehrjahren. Aber schließlich wurde ihm die Rückkehr ins verödete Haus zur schweren Prüfung. „Nie habe ich den Verlust meiner Frau tiefer empfunden, nicht einmal beim Scheiden, nicht beim Hinaustragen, nicht beim Begräbnis, nicht in den Tagen, die darauf folgten, als bei dieser Heimkehr.“

Es gab nun aber andere Dinge, die Carischs zwei letzte Puschlaver Jahre trübten. Wieder hatte er den Wunsch geäußert, man möchte ihm einen Gehilfen im Pfarr- und Lehramt zur Seite geben, mit Wiederholung seines früheren Verzichtes auf einen Teil des ursprünglichen Gehaltes. Es schien ihm so im Interesse von Kirche und Schule zu liegen. Und diesmal wurde nun auch wieder entsprochen. Aber bei der Wahl des zweiten Pfarrers entwickelten sich Mißhelligkeiten und Treibereien, die ihn schmerzten. Nun erhielt er im Sommer 1836 vom Kantonsschulrat die Anfrage, ob er geneigt wäre, wieder eine Stelle an der evangelischen Landesschule anzunehmen. „Ich antwortete unter der Bedingung bejahend, daß mir Lehrfächer übertragen würden, die meinen Kräften und Neigungen angemessen wären. Im allgemeinen wurde mir die Zusage gegeben, daß man auf meine Wünsche möglichst Rücksicht nehmen werde, ohne sich jedoch zu Bestimmtem im voraus verpflichten zu können, und im gleichen Sinne erfolgte bald nachher der förmliche Ruf.“ Die Entscheidung verursachte Carisch noch schwere Stunden. Er verließ ja eine Gemeinde, die er wirklich geliebt, dazu eigenen Grundbesitz und ein von den Schwiegereltern ererbtes Haus, das er erst renoviert und wohnlich erneuert hatte. Dazu kamen die „süßen Erinnerungen, die ihn mit Puschlav verbanden“, wie er es selbst nennt, für einen Gemütsmenschen, wie ihn, keine Kleinigkeit. Als gealterter Mann erinnerte er sich nicht nur des inneren Kampfes, den ihn die Loslösung kostete, sondern auch des Datums, 12. November 1836, unter dem er seine Zusage nach Chur schrieb. Da sein Dienstantritt in der Kantonsschule erst im September 1837 zu erfolgen hatte, konnte er seine Abreise ruhig vorbereiten. Die Abschiedspredigt aber hielt er als rechter Schleiermacherschüler

über den Text aus dem Johannes-Evangelium: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!“ (Joh. 14, 27.)

## Zweite Amtszeit in Chur

1837–1850

Wiederum fehlt uns leider der kostbare Begleitstoff von Briefen an Carisch. Aber auch seine Autobiographie nimmt von 1837 weg andere Formen an. Die chronologische Anordnung wird, soweit es nicht Familiäres betrifft, von einer solchen nach Sachgruppen abgelöst. Auch beobachten wir, daß manches nicht Unwichtige ganz übergangen wird. Man zweifelt, ob noch nach einem Tagebuch gearbeitet wurde.

Ziemlich breiten Raum widmet Carisch nun dem Familiären, und man erkennt ganz, daß die Lebenserinnerungen nicht für eine Veröffentlichung geschrieben wurden und für uns eine gewisse Zurückhaltung Pflicht ist. Carisch hatte sich in Chur eingemietet im Janettschen Haus im oberen Gäuggeli, das vor einigen Jahren dem Fonta-Hof weichen mußte. Er lobt seine Wohnung und den köstlichen Baumgarten, der sich gegen Westen daran anschloß. Die fünf Kinder wollten anfangs im Churer Klima nicht recht gedeihen; ein Mädchen starb acht Jahre alt. Die Art, wie der Witwer mit den übrigen vier Kindern den Verlust erlebte, entspricht ganz seinem frommen Erziehergemüt. Es war dann weitgehend die Rücksicht auf die Kinder, die ihn vier Jahre nach dem Hinschied seiner ersten Gattin zu einer zweiten Ehe veranlaßte mit Fräulein Iduna Lenz, einer Enkelin des berühmten Pädagogen der Zeit des Philanthropismus C. G. Salzmann, dessen Schriften uns auch in älteren Bündner Bibliotheken noch auffallend oft begegnen, und dessen langlebige Erziehungsanstalt Schnepfental noch bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts auch von jungen Bündnern besucht wurde. Die Erzählung, wie der fünfzigjährige Carisch zu dieser ungewöhnlichen Verbindung mit der 39jährigen deutschen Dame kam, lüftet für einen Augenblick den Vorhang vor dem

geselligen Verkehr der damaligen Kantonsschullehrer. 1837 war der Badenser Dr. Ernst Moller an der Kantonsschule angestellt worden, für Deutsch, alte Sprachen, Geschichte und besonders Naturgeschichte, der man damals größere Aufmerksamkeit zuzuwenden begann. (Er amtierte dann bis 1850.) Dessen Frau stand durch ihre Stiefmutter in enger Verbindung mit der Familie des schon 1817 in Karlsruhe verstorbenen Jung Stilling. Um dieses Ehepaar Moller bildete sich nun in Chur offenbar ein schönggeistiger Kreis, der Carisch zusagte. Bei einem Teeabend „wurde man einig, ein klassisch-dramatisches Stück zu lesen, und zwar mit verteilten Rollen. Daran nahmen auch Anteil Freund Georg Battaglia, dessen spätere Frau, Fräulein Rosina Bavier, Fräulein de Lagrange (früher Erzieherin im Schloß Reichenau, jetzt, wie es scheint, Leiterin einer privaten Mädchenschule in Chur; der Verf.) und Fräulein Iduna Lenz, die letztere Erzieherin der Kinder der Familie v. Planta-Reichenau.“ Sie machte Eindruck auf Carisch, der sich noch vertiefte, als ihm Moller später ein von ihr geschriebenes Büchlein in die Hände gab: „Worte an deutsche Mütter und Erzieherinnen.“ Freund Battaglia traute dann am 9. Juni 1839 das Paar in der „unteren Kirche“, und Carisch hatte den Entschluß nicht zu bereuen, wenschon die beiden Kinder aus dieser Ehe in zartem Alter hinwegstarben. Er war sichtlich stolz auf das schon drei Generationen alte pädagogische Milieu, aus dem seine zweite Frau stammte als Enkelin eines der erfolgreichsten Pädagogen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. So ließ er sich's denn auch nicht nehmen, das berühmte Schnepfental, das er schon zwanzig Jahre früher als Student einmal aufgesucht hatte, nun an der Seite von Salzmanns Enkelin durch längeren Aufenthalt kennenzulernen. Das geschah dann 1842 und zog sich durch drei Monate hin. Wie der Churer Professor sich mit dem gestrengen Rektor Hold über diese ausgedehnte Absenz einigte, das erzählt er nicht.

Von den noch überlebenden Kindern erster Ehe, zwei Knaben und zwei Mädchen, starb eine Tochter mit 16 Jahren. Daß er sich sehr um ihre gute Schulung mühte, ist selbstverständlich, ja man erkennt einmal wieder, daß bedeutende Pädagogen in diesem Stück vor lauter Eifer gelegentlich in ein Zu-

viel geraten. Der Schul- und Erziehungsgang zumal seines ältesten Sohnes (Theodor) mutet uns an wie eine kleine, wohlge-meinte Odyssee. Zuerst wird ihm, mit anderen Kindern der Familien Tscharner, Höbli, La Nicca in Chur neben dem Besuch der Stadtschule ein Privatlehrer gehalten, dann schickt er ihn dem gemütlichen Pestalozzischüler Krüsi nach Gais zur weiteren Erziehung, läßt ihn darauf ein Jahr lang in Chur die Kantonschule besuchen, worauf ihm Landammann Schindler in Mollis rät, den Knaben Pfarrer Heer in Matt, dem als Erzieher bekannten Vater des Naturforschers Oswald Heer (später in Wädenswil) anzuvertrauen. Das dauert drei Jahre, worauf er den Sohn, da er Lust zur Landwirtschaft zu zeigen scheint, für abermals drei Jahre in die landwirtschaftliche Schule seines „sehr vertrauten Freundes“ J. J. Wehrli nach Kreuzlingen gibt, und schließlich wird er ein Kaufmann. Und nicht ganz unähnlich geht's mit dem zweiten (Andrea). Mit recht gutem Erfolg besucht dieser nach einigen in Schnepfental verbrachten Jahren die Churer Kantonsschule, doch findet der Vater nach der wohlbestandenenen Maturität, es sei besser, ihn zu Hause noch etwas nachreifen zu lassen, und das Ende ist, daß auch er erklärt, er wolle Kaufmann werden! Das Beste an allem mag indes gewesen sein, daß Carisch so in enger Fühlung blieb mit den pädagogischen Autoritäten der Ostschweiz.

Die Tochter Orsola verheiratete sich mit Giacomo Matossi in Poschiavo und behielt dort ihren Wohnsitz bis zum Tode. Auch der ältere Sohn, Theodoro, scheint den größeren Teil seines Lebens dort verbracht zu haben. Größere Unternehmungslust zeigte der Jüngere, Giovanni Andrea. Er gründete in Mailand den Musikverlag, der zuerst die Firma Carisch & Jaenichen trug und dann unter dem Namen Carisch weiterbestand bis heute, laut Bericht der Urenkelin, Frau E. Mascioni-Jaenichen in Campascio. Ihrer Pietät vor allem ist auch die Erhaltung des von uns so viel benutzten Briefbandes I zu verdanken.

Doch wir kehren zurück zu Carischs gesellschaftlichem Verkehr während seiner zweiten Periode als Kantonsschullehrer. Daß er sich anders gestaltete als einst in den

zwanziger Jahren des Jahrhunderts, ist begreiflich. Aus dem etwas stürmischen Verfechter der Volksfreiheiten war ein abwägender Mann geworden, der bei aller Volksverbundenheit unversehens wieder engere Fühlung gewann mit manchem vor zwei Jahrzehnten entfremdeten Freunde, und seine zweite Heirat mochte auch noch das ihrige dazu beitragen. Deutlich läßt sich erkennen, daß er ein ziemlich unpolitischer Mann geworden war, was den kirchlichen und philanthropischen Bestrebungen seiner zwei letzten Lebensjahrzehnte nur förderlich sein konnte. So schweigt er sich über die wichtigen politischen Ereignisse der dreißiger und vierziger Jahre im „Rückblick“ fast völlig aus, mit Ausnahme der oben auf Seite 96 zitierten Stelle. Mit besonderer Genugtuung registriert er zwei Trauungen, die er um die Mitte der vierziger Jahre vollziehen durfte. Im ersten Fall handelte es sich um seinen so geliebten einstigen Schüler Friedrich Frizzoni, der sich 1844 mit Helena Margareta v. Salis-Seewis vermählte, einer Enkelin des Dichters. Die Hochzeit fand in Malans statt, dessen so malerisch in drei Trakten an die Berglehne hingebautes Bothmarschloß infolge Heirat an diesen Zweig der Salisfamilie übergegangen war. Doch dachte das Ehepaar kaum daran, sich dauernd dort niederzulassen. Sein eigentlicher Wohnsitz blieb Bergamo, wo das „gastliche, erwerbssegnete“ Seidenhaus Frizzoni gedieh, sich dazu aber mehr und mehr auch zu einem geistigen Treffpunkt entwickelt hatte. Carischs uns von früher her bekannter Nachfolger im Hauslehreramt der Familie, Dr. G. Gündel, Theologe und Philologe in einem, hatte die beiden jüngeren der drei Zöglinge auf weiten Bildungsreisen nach Nord und Süd begleitet und beraten und blieb in der Frizzonischen Familiengemeinschaft hernach u. W. bis zu seinem 1860 erfolgten Hinschied. Das Haus aber wurde durch Vertreter von Kunst und Wissenschaft mit Vorliebe besucht. Da begegnen wir vornean dem Namen des Dichters August v. Platen, der durch Gündel in das Haus eingeführt wurde. Daneben werden Moritz v. Schwind und andere Träger damaliger Geisteskultur genannt. Dazu kommt nun aber, was Carisch besonders freuen mußte: Auch die uns früher bekannt gewordene evangelische Diasporagemeinde in Bergamo hatte an Friedrich Frizzoni ihr verehrtes Haupt. Er fehlte, wenn er sich

nicht einmal wieder in Celerina oder Malans aufhielt, in keinem ihrer Gottesdienste. Gestorben ist er im hohen Alter von 86 Jahren erst 1893, während seine Gattin aus dem Hause Salis-Seewis ihn noch fast um zwei Jahrzehnte überlebte. Die Familie verwahrt ein geistiges und geistliches Testament, das Friedrich Frizzoni noch in seinem Sterbejahr niederschrieb. Dort heißt es: „Mit den tiefsten Empfindungen des Dankes gegen die Vor-  
sorgung nehme ich Abschied von diesem Erdenleben, das meine treue Gattin und meine ganze geliebte Familie mir zu einem so glücklichen gemacht hat.“ Und weiter unten: „Ich baue darauf, daß meine lieben Kinder und Enkel auch allezeit die warme Dankbarkeit bewahren werden gegen die Fügung Gottes, welche uns ließ geboren werden im Verbande der evangelisch-reformierten Gemeinschaft, die Gott in alle Zukunft segnen und schützen wolle.“<sup>71</sup> Das war einer der hoffnungsvollsten und dankbarsten Schüler Otto Carischs gewesen.

Im Sommer des gleichen Jahres 1844 sollte nun aber Carisch noch eine zweite Trauung vollziehen, die ihn sehr bewegte, so daß er ihr in seinem Lebensbericht besondere Erwähnung tat. Diesmal betraf es seinen um neun Jahre jüngeren Freund, dessen Name uns schon früher gelegentlich begegnete, Pfarrer Wolfgang Karl Friedrich Raschèr<sup>72</sup>. Das war der älteste Sohn jenes Dr. med. Jakob Martin Raschèr, der sich als Churer Stadtarzt und sodann als überaus aufopfernder Helfer der Nötleiden-  
den im Hungerjahr 1816/17 einen hochgeachteten Namen schuf. Kein Geringerer als Joh. Friedrich v. Tscharnier hat ihm dafür ein Denkmal gesetzt, wie es nur höchste Wertschätzung zustande bringt<sup>73</sup>. Man ist nicht erstaunt, daß ein Sohn dieses Mannes sich dem geistlichen Amt zuwandte. Nach gründlichen theologischen Studien auch im Ausland wurde er 1825 in die Synode aufgenommen und übernahm die Pfarrei Maladers, daneben ein Pensum als Religionslehrer an der Kantonsschule. Hier machte er besonderen Eindruck als Erzähler der biblischen Geschichten<sup>74</sup>. Von 1830 an wirkte er als Feldprediger eines Schweizerregimentes in Neapel und erhielt dann 1840 einen Ruf als Freiprediger und Religionslehrer nach Chur, dem er Folge leistete. In Neapel hatte er die feingebildete Tochter des Arztes J. Meyer von Rastatt (Baden)<sup>75</sup> kennengelernt, eine überzeugte Katho-

likin, die nicht daran dachte, ihr Bekenntnis aufzugeben. Dennoch wagte Raschèr im Sommer 1844 die Heirat, und zwar nach dem Berichte Carischs „ohne den mindesten Verlust an seinem Ansehen (als Churer Stadtpfarrer). Die katholische Pfarrerin und ihre Mutter gewannen sich die Herzen aller, die in ihre Nähe kamen. ... Obwohl in einer Zeitung die Verwunderung über diese anomalische Heirat nicht ausblieb, zeigte doch der Erfolg, daß es auch hier ein höheres Gesetz für ähnliche Verbindungen gibt, als das gewöhnlich angenommene. Hievon überzeugte ich mich auf sehr befriedigende Weise, obschon ich grundsätzlich gegen derartige Verbindungen eingenommen bin.“ Mit Rücksicht auf die angegriffene Gesundheit von Gattin und Schwiegermutter zog dann allerdings Raschèr 1846 wieder nach Neapel, wo er, wie es scheint, eine Privatschule eröffnete. Seine Verbindung mit den Churer Schulen blieb aber so innig, daß er auf Weihnachten 1847 ein rührendes Sendschreiben an seine ehemaligen Pfarrschulkinder in Chur ergehen ließ, das vereinzelt in Abschriften noch erhalten ist. 1858 wurde er zum zweitenmal als Churer Stadtpfarrer, diesmal an St. Martin, gewählt, und sein Freund Carisch freute sich auf das Wiedersehen und Zusammensein, das er jedoch nur noch ganz kurze Zeit genießen sollte. Raschèr aber amtierte noch von 1859 bis 1861 als Pfarrer zu St. Martin und erlag am hl. Weihnachtstag dieses Jahres einem Schlaganfall. Seine Heirat und deren Auswirkung ist aber charakteristisch für die damalige konfessionelle Lage in Chur. Man hatte den guten Willen des friedlichen Zusammenlebens in den Jahren, da Pater Theodosius das Dompfarramt inne hatte und die beiden Kantonsschulen in eine vereinigt worden waren.

Doch wir kommen zu Carischs Hauptaufgabe in Chur, seiner Lehrtätigkeit. Da erzählt er: „An der Kantonsschule traf ich von meinen alten, lieben Freunden noch Battaglia, J. Saluz, Tester, Roeder, sowie die alten Kollegen Hold und Kind. Seit meinem Abgang waren dann angestellt worden die Herren Schircks, Hermann, Dr. Meyer, Kratzer und Zeichnungslehrer Kraneck, welcher Abbildungen von den alten rätischen Burgen

und den berühmten Männern Graubündens herausgegeben hat, im übrigen aber ein bedeutend leichter und abenteuerlicher Mann war. Mit mir zugleich traten neu ein die Herren Schällibaum, Früh und Dr. Moller. Das Erfreuliche für mich war, daß ich gerade diejenigen Lehrstunden erhielt, die ich am meisten wünschte: Italienisch in einer höheren Klasse, Religionsstunden, praktische Theologie und die Gebetsstunde, die damals noch am Samstagabend für alle Schüler gehalten wurde, und an der auch die Lehrer hätten teilnehmen sollen, was sie aber gewohnterweise nicht taten. Das ist gewiß ein pädagogischer Mißgriff, daß die jungen Leute in den Schulen zum Besuch des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen und den sonst angeordneten Andachtsübungen gezwungen werden, ohne daß den Lehrern zur Pflicht gemacht wird, auch daran teilzunehmen. Wenn die Gegenwart der Lehrer wäre, wie sie sein sollte, würde vielleicht mehr zur Pflege des religiösen Gefühls beigetragen bei den Schülern, als selbst durch recht warme und vernünftige Worte des Sprechenden.“ Trotzdem gab Carisch seine Gebetsstunden mit Wärme und sorgfältiger Vorbereitung und bekennt, „daß er wenn nicht die anderen, so doch sich selbst erbaute“.

„Im ganzen“, so fährt er fort, „waren mir die Religionsstunden die angenehmsten. Bei diesem Unterricht bewegte ich mich ganz frei und war selbst oft innig gerührt. Mein Leitfaden war der bei vielen übel angeschriebene Katechismus von J. P. Hebel.“ Er schätzt ihn trotz gewisser Mängel um seiner praktischen Tendenz willen und sagt: „Ich habe bisher keinen Katechismus gefunden, der meiner Individualität besser zusagte.“

Dazu kam nun aber sein Unterricht in der praktischen Theologie am theologischen Institut der evangelischen Landesschule. Als er ihn 1837 übernahm, bestieg er ein untergehendes Schiff, und es ist kaum anzunehmen, daß er nichts davon ahnte. Doch mochte er noch mit einer etwas längeren Lebensdauer des im Sommer 1844 dann durch Beschluß des evangelischen Großen Rates aufgehobenen Institutes rechnen, und schließlich leitete ihn wohl der Wunsch, wenn auch nur für beschränkte Zeit noch seiner theologischen Richtung an der Schule zu dienen. Leicht jedenfalls nahm er diesen Lehrauftrag

nicht. Er schreibt darüber: „Die für mich natürlich schwerste Stunde war die über praktische Theologie am theologischen Seminar, das wenige Jahre später zum großen Bedauern meiner beiden Kollegen Kind und Schircks aufgehoben wurde. Ich kann mir wohl denken, daß dieses mein Kolleg in wissenschaftlicher Beziehung gar ärmlich war. Da es aber von sehr wenigen Studenten besucht wurde, und wer es irgend konnte, seine theologischen Studien lieber an einer Universität machte, so dürfte mein Bestreben, gerade für die praktische Amtsführung Anleitung zu geben und dieselbe zu erleichtern, Entschuldigung finden. Mein Unterricht beschränkte sich hier besonders darauf, die Würde und Verantwortlichkeit des Berufes klarzumachen, und wie der Geistliche seine Amtsfunktionen und Seelsorgegeschäfte fruchtbar zu machen streben sollte.“ Bescheidener hat wohl selten ein theologischer Dozent von seinen Vorlesungen gesprochen.

Über die Aufhebung des theologischen Instituts berichtet eine Studie von Joh. Ulrich Michael im Bündn. Monatsblatt 1914. Entscheidend war offenbar das Gutachten der Lehrerkonferenz, veranlaßt durch die Sitzung der Standeskommission evangelischen Teils vom 29. März 1843. Hier stand eine große Mehrheit gegen eine Minderheit von nur zwei Stimmen (die Professoren Kind und Schircks). Laut dem Schulratsprotokoll, das Michael offenbar nicht befragte, war das ablehnende Mehrheitsgutachten im Namen der übrigen Lehrer unterzeichnet durch Prof. Carisch, und vermutlich war auch er an der Abfassung stark beteiligt; denn man meint die Stimme des Schleiermacherschülers zu vernehmen, wenn es da heißt, daß jeder Mensch ein eigentümliches Wesen sei, daß die verschiedene Auffassung des Christentums vom Schöpfer selbst im Gemüte des Einzelnen angelegt sei, und weiter, wen nicht Gott durch einen heiligen Sinn vor verderblichen Auswüchsen theologischer Tendenzen bewahre, der dürfte in unseren Tagen durch alle äußerlichen Vorsichtsmaßregeln schwerlich bewahrt bleiben. — Der 29. Juni 1843 brachte dann die Entscheidung, indem die evangelische Session des Großen Rates die theologische Lehranstalt der Kantonsschule mit 26 gegen 13 Stimmen aufhob. Die Anstalt wurde, wie oben erwähnt, im Sommer 1844 geschlossen.

Glaubte Carisch hier mithelfen zu müssen, eine bestehende, übrigens in verschiedener Hinsicht segensreiche Einrichtung abzubauen, so fallen ihm Verdienste zu am Aufbau des Instituts für die Ausbildung der Volksschullehrer, wir sagen heute „Lehrerseminar“. Seine ersten Bemühungen kennen wir von früher her (1820). Dann hatte Prof. Roeder sich dieses Schulzweiges jahrelang mit Eifer angenommen. Als dieser dann aber 1838 als Schulinspektor nach Hanau berufen wurde, fielen seine Pflichten, wenigstens teilweise, wieder auf Carisch. 1843 wird er im Schulratsprotokoll „Aufseher und Registrator über das Schullehrerwesen“ genannt. Wie lange er diesen bescheidenen Titel trug, wissen wir nicht, freuen uns aber, daß 1852 mit der Berufung des Sebastian Zuberbühler von Trogen der Kanton Graubünden zum durchorganisierten Lehrerseminar mit dem ersten Seminardirektor an der Spitze kam.

Carischs Unterricht im Italienischen charakterisieren folgende Sätze: „Das Bestreben, überall aufs Innere zu dringen und von innen heraus das Äußere anziehend zu machen und in seiner Wichtigkeit erscheinen zu lassen, leitete mich auch bei meinem Sprachunterricht. Ich habe zwar gehört und zum Teil selbst gesehen, daß es andere durch ein mechanisches Verfahren in der Routine des Sprechens und Schreibens schneller weiterbrachten. Mir wäre dieses Verfahren nicht möglich gewesen.“ Und schließlich zitiert er seinen lieben Jean Paul, der sagt: „Man muß die Grammatik durch die Sprache und nicht die Sprache durch die Grammatik lernen. Und wie angenehm und lieblich wird dann auch jedes Sprachstudium.“

So amtierte er nun bis zum Sommer 1850 als Lehrer an der evangelischen Kantonsschule. „Mein etwas geschwächtes Gehör und das Bewußtsein, daß man mit dem Älterwerden auch weniger in die heranwachsende Generation und ihre Richtung und Bestrebungen passe, bestimmte mich im Jahre 1849, meine Demission für das folgende Jahr zu fordern. Dem Ansuchen des Erziehungsrates, noch ein Jahr wenigstens bei der Schule zu bleiben, entsprach ich ohne Widerrede, und dabei würde es auch geblieben sein, wenn sich nicht der Große Rat in demselben Jahr sehr unerwartet für die Vereinigung der beiden Kantonsschulen, der reformierten und der katholischen,

entschlossen und die unmittelbare Ausführung dieses seines Entschlusses angeordnet hätte. Dadurch wurden mehrere Lehrer überflüssig und daher entlassen. Unter diesen war auch ich.“ Mit der Art und Weise, in der diese Entlassung geschah, war Carisch nun allerdings weniger zufrieden. Es ging ihm dabei nach seinem eigenen Ausdruck etwas zu „cavalièrement“ zu. Doch hatte er Ursache, sich bald mit dem Ruhestand abzufinden, harrete doch seiner vor allem noch eine Arbeit, die im engeren Sinn ein Dienst an der Kirche war und seinem Namen längeren Bestand sicherte. Seinen Wohnsitz behielt er in Chur bis zu dem im Sommer 1858 erfolgten unerwarteten Hinschied. Zunächst haben wir nun jedoch noch zwei recht wichtige Aufgaben zu besprechen, die neben seinem zweiten Churer Lehramt hergingen und von denen namentlich die eine ihn viel Mühe und Arbeit kosten sollte.

Carisch gehörte zu den Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen, die nicht in ihrem vertraglichen Berufspensum aufgehen können. Sie sind vielleicht nicht immer die besten, ganz konzentriert arbeitenden Lehrer und doch für die Schule eine Wohltat. Als eine Art von Verbindungsoffizieren stehen sie zwischen Schule und Leben. Dieser Wesenszug hatte einst den Puschlaver Pfarrer 1827 zu einem Hauptförderer des Evangelischen Schulvereins werden lassen, und die Übersiedelung nach Chur brachte ihm, wie wir sahen, auch die praktische Leitung dieser für das bündnerische Volksschulwesen so wichtigen Hilfsinstitution. Kaum hatte er jedoch neuerdings in Chur wieder Wurzel geschlagen, fiel ihm eine neue volkserzieherische Aufgabe zu.

Am 27. Dezember 1841 war in St. Gallen einer der vertrautesten Freunde Carischs, Joh. Peter Hosang von Tschappina, gestorben, einst gut 2½ Jahrzehnte Angestellter und Mitarbeiter des uns bereits so wohlbekannten Seidenhauses Antonio Frizzoni in Bergamo, seit 1831 aber abwechselnd in verschiedenen Schweizerstädten im Ruhestand lebend. Wir kennen den „stillen, bescheidenen Mann“<sup>76</sup> von der Zeit her, da Carisch in der Familie Frizzoni als Hauslehrer wirkte (1814–18). Er blieb stets in brieflicher Verbindung mit seinem „Herzens-

freund“ Carisch und hatte diesen vermutlich schon seit Jahren in seine philanthropischen Pläne eingeweiht. Nun war er drei- undfünfzigjährig gestorben und hatte ein Testament hinterlassen, laut dem dem Kanton Graubünden gut fünf Sechstel seines namhaften, selbsterworbenen Vermögens, nämlich 80 000 Gulden, d. h. nach heutiger Kaufkraft des Geldes mindestens 300 000–400 000 Franken, zufielen „ohne Unterschied der Konfession zu öffentlicher Wohltätigkeit und Unterstützung der Armen, die desselben würdig sind“. Daß auf Grund dieses Vermächtnisses in den folgenden Jahren mit Hilfe der Familie Frizzoni in Bergamo die *Hosangsche Stiftung*, d. h. die *kantonale Armen-erziehungsanstalt Plankis* bei Chur entstand, ist bei Anlaß ihres hundertjährigen Bestehens im Spätjahr 1945 wieder allgemein bekannt geworden. Wir verweisen auf unsere Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Anstalt Plankis „Johann Peter Hosang und sein Testament“, in der auch das einzige uns bis dahin bekannt gewordene Bild Carischs erschien nach einer allerdings ziemlich summarisch gearbeiteten italienischen Lithographie.

Als erster Präsident der Aufsichtskommission dieser Stiftung wurde, ohne Zweifel auf Carischs Anregung, sein so hoch verehrter Lehrer Bundespräsident Joh. Friedrich v. Tschärner bestimmt, und als dieser zu Ende 1844 plötzlich starb, folgte ihm in dem wichtigen Amt der gesinnungsverbundene Schüler Otto Carisch. Es war in einem Zeitpunkt, da die meisten entscheidenden Beschlüsse für die Errichtung der Anstalt erst noch gefaßt werden mußten. Zum Glück scheint diese erste Anstaltskommission eine wirkliche Gesinnungsgemeinschaft gewesen zu sein, und besonders mochte sich Carisch darüber freuen, daß sein einstiger Schützling Prof. G. Battaglia sich gewinnen ließ, wie dann auch der Freund seiner jungen Jahre, Oberst U. v. Planta-Reichenau. Die eigentlich treibende Kraft der Neugründung blieb allerdings auf Jahre hinaus Carisch selbst. Es gelang ihm, in einer eindrucklichen Programmschrift die Ideen zu verwerten, die er im Verkehr mit J. Kasp. Zellweger, dem appenzellischen Historiker und Philanthropen, und dem Fellenbergschüler J. J. Wehrli in sich aufgenommen hatte. Sie erschien schon im November 1842 mit Genehmigung der Anstaltskommission unter

dem Titel „Reflexionen über die Bestimmung der Hosangischen Kantonalarmenstiftung“ und ist wohl das wichtigste Dokument für Carischs volkserzieherische Absichten. Diese Reflexionen zeigen den großen christlichen Idealisten, der eine Synthese anstrebt zwischen dem, was wir heute den deutschen Idealismus nennen, und dem praktischen Geist Fellenbergs und J. J. Wehrli. Es ist ein Schwung in diesen Reflexionen und gleichzeitig ein sittlicher Ernst, der heute noch ergreift.

Carisch ist das Wohl und Wehe dieser Stiftung seines Freundes eine tiefe Herzensangelegenheit geblieben bis an sein Ende. Er blieb nicht nur das führende Mitglied der Anstaltskommission, sondern erteilte ganz aus freien Stücken in Plankis den Religions- und Konfirmandenunterricht und hat sich's schließlich nicht nehmen lassen, die Stiftung noch aus eigenen Mitteln zu bedenken<sup>77</sup>. In den Lebenserinnerungen schreibt er: „Die Anstalt hat mir bereits viel Mühe, aber auch viel Freude gebracht“, und faßt seine wechselnden Erfahrungen während des ersten Jahrzehntes in die Worte: „Das Entscheidende, um Segen zu verbreiten, sind die Leiter solcher Anstalten, welche, was sie heißen, auch wirklich sein sollten: ‚Hausväter‘. Dafür ist Liebe und Aufopferung nötig, die nur aus einer gesunden, lebendigen Religiosität hervorgehen und alle geistigen Kräfte zu Werkzeugen des Glaubens erheben können, der durch die Liebe tätig ist.“ Wenige Monate nach der Eröffnung der Anstalt hatte dann Professor O. Carisch bei der Churer Pestalozzifeier<sup>78</sup> vom 12. Januar 1846 im Korridor (Vorplatz) des Rathauses vor den Kantons- und Stadtschülern eine der drei Festreden zu halten, die heute noch durch Gehalt und heiliges Feuer mitreißt. Es ist begreiflich, daß in ihr auch die ganze Freude an seiner Anstalt Plankis durchbricht, wenn er unter Pestalozzis dauernden Verdiensten an dritter Stelle anführt: „Er hat den Anstoß zu ernster, christlicher Beachtung der unteren Volksklassen und zu der zweckmäßigen Verbesserung ihrer Lage in physischer und moralischer Hinsicht so kräftig und nachhaltig gegeben, daß die Wirkung davon einen der schönsten Glanzpunkte gegenwärtiger Zeit in unserem Vaterlande bildet – ich meine die Entstehung zahlreicher landwirtschaftlicher und industrieller Armenschulen, wie er sie in seinem Neuhohe ins Leben zu rufen beabsichtigte...“

Ein besonders wertvoller Gewinn seines jahrelangen Bemühens um die Anstalt Plankis war das öftere Zusammentreffen und der zeitweilig rege Briefwechsel mit J. Kasp. Zellweger und J. J. Wehrli. Über den letzteren schreibt er in den Lebenserinnerungen kurz nach dessen 1855 erfolgtem Hinschied: „Dieser Mann ist's, der in seinem Seminar (Kreuzlingen) Schulmeister bildete, wie unser Volk sie brauchte. Ich meine solche, die weder über dem vielerlei Wissen nichts recht wissen, dabei aber stolz und anmaßend werden, noch solche, die sich zwar durch Talent und Kenntnisse auszeichnen, darüber aber dem Volke, das sie bilden sollen, zu ferne stehen, weil sie sich mit Dingen beschäftigen müssen, die ihnen viel zu gering scheinen, oder ihrer Neigung folgend zwar manche Schüler in mancherlei Wissen fördern, aber nicht imstande sind, die Masse derselben auf stetige Weise sittlich und religiös, an Geist und Herz zu erheben.“ Dabei zitiert Carisch die treffende Definition des Volksschullehrers, die ihm einst der nun schon viele Jahre im Grabe ruhende Schleiermacher gegeben hatte. Von Joh. Kaspar Zellweger sagt er: „Er war einer von denen, in welchen mir das Greisenalter in seinen Vorzügen, seiner Schönheit und Würde recht anschaulich geworden ist.“ Wehrli und Zellweger nennt er „zwei unserer edelsten Schweizer“.

Während nun Carisch noch in den Vorbereitungen für die Eröffnung seiner Armenerziehungsanstalt stand, sollte er im Jahre 1843 in einer wichtigen evangelisch-kirchlichen Angelegenheit neuerdings als Initiant auftreten. Wir denken an die Gründung des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins für Graubünden. Sie geschah im Sommer 1843 auf der Synode zu Thusis, und daß wieder Carisch im vordersten Gliede stand, war nicht nur durch sein Temperament, sondern durch seine kirchliche Erfahrung begründet. Die Lage der evangelischen Diaspora war ihm schon in den Jahren 1814–18 in Bergamo klar geworden. Er hatte auch den kirchlichen Zusammenschluß dieser Gemeinde miterlebt, die sich, wie früher erwähnt, aus evangelischen Zürchern, Bündnern und Cevennen-

protestanten rekrutierte<sup>79</sup>. Und nun war das allgemeine Interesse am Wohl und Wehe der Diaspora zunächst im deutschen Gustav-Adolf-Verein und dann auch in der Schweiz lebendig geworden und hatte auch im bündnerischen Kantonskirchenrat Boden gewonnen. 1835 hatte dieser einen wichtigen Schritt getan. Er hatte eine Statistik aller im Ausland gewerbetreibenden reformierten Bündner machen lassen und war auf die stattliche Zahl von 3484 gekommen. Ohne Zweifel hatte dabei Carisch mitgewirkt. 1841 wurde sodann eine kirchenrätliche Kommission ernannt zur Abfassung „einer Volksschrift über die reformierten Bündner in Italien“<sup>80</sup>, und es ist jedenfalls am wenigsten Carischs Schuld, daß diese Schrift nie erschien; denn bei ihm pflegten Pläne zur Tat zu werden. Durch seine zwölf Puschlaver Jahre war er für die Bedürfnisse der Diaspora geschult, und dazu war er einer der Bündner Geistlichen jener Tage, die über den Zaun hinaussahen und den Pulsschlag der Zeit spürten.

Die Initiative an der Synode zu Thusis 1843 trug Frucht, und am 17. Mai des folgenden Jahres kam es zur Konstituierung des Hilfsvereins. Es ist bemerkenswert, daß wir Carisch hier wieder in enger Zusammenarbeit mit Antistes P. Kind und dessen Söhnen antreffen, die dann auch die Hauptarbeit der ersten Jahre leisteten. Übrigens begegnen wir im ersten Aktionskomitee auch wieder wie bei der Hosangschen Stiftung den Namen Joh. Friedr. v. Tscharnier, J. Bapt. v. Bavier, Oberst Ulr. v. Planta-Reichenau und dessen Bruder Landvogt Vinc. v. Planta, der dann auch zunächst das Präsidium übernahm. Nach dem Tod dieses eifrigen Förderers der reformierten Landeskirche hat dann Carisch 1851–58 den Vorsitz des Hilfsvereins geführt, und es ist bezeichnend, daß einer der lebendigsten Jahresberichte des Vereins aus seiner Feder stammt<sup>81</sup>, der für 1850–54. Es war die kritische Zeit, da im deutschen Gustav-Adolf-Verein der Versuch gemacht wurde, die liberale Theologie hinauszudrängen. Da trat Carisch in mannhaft vermittelnder Weise gegen diesen „konfessionellen Fanatismus“, wie er es nennt, auf und forderte auf, „ihm gegenüber das Band der universellen evangelischen Gemeinschaft zu pflegen und, was die Nationalität und Dogmatik getrennt haben, durch werktätige Liebe zu vereinigen“.

Im übrigen ist zu verweisen auf unsere Schrift von 1944 „Evangelische Bruderhilfe – Hundertjahrebericht des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in Graubünden“.

### Ohne Amt

1850–1858

Beim Rücktritt von der Kantonsschullehrerstelle im Sommer 1850 war Carisch keineswegs ein invalider Mann. Wohl hatte er 1840 eine schwere längere Erkrankung durchgemacht. „Ich wurde von einem Halsübel befallen, welches zu heilen ich bei sonst voller Gesundheit begann, durch die dabei angewandten Medizinen jedoch in zwei Monaten so herunterkam, daß ich keine Viertelstunde weit mehr zu gehen imstande war und dem Tode ganz nahe schien.“ Zuletzt rät ihm der Arzt eine Luftveränderung und schickt ihn zu diesem Zweck nach Thusis, wo ihn der originelle Arzt Dr. Veraguth mit staunenswertem Erfolg behandelte. Es folgte eine Molkenkur in Gais. Er wohnt bei Krüsi, „bei dem ich meinen älteren Sohn hatte“, und daran schloß sich zur vollen Genesung noch eine Fideriser Kur. „Seit 15 Jahren bin ich dann auch gesunder geblieben als sonst in irgendeiner Periode meines Lebens.“ Aus dieser Angabe ist zu schließen, daß im Jahr 1855 die Autobiographie schon weitgehend verfaßt war.

Die weitere Form der Niederschrift gestaltete sich dann so, daß Carisch aus den letzten acht Jahren seines Lebens nur noch dasjenige herausgreift, was ihn besonders stark bewegte. Das aber ist sichtlich ein Zweifaches: seine Vertiefung in die Theologie des amerikanischen Unitariers Channing mit deren Folgeerscheinungen sowie die stets intensiver werdende Arbeit für die Erhaltung der romanischen Sprache. Endlich aber folgen als idyllisches Anhängsel seine Bemühungen um die Veröffentlichung der „Gedichte des bündnerischen Landmädchens“ Nina Camenisch von Sarn. Es mag uns nicht als Stilfehler angerechnet werden, wenn wir uns mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum dabei einer weitgehenden Kürzung befleißigen.

Er beginnt mit der Bemerkung, daß ihn zuerst der Gedanke erschreckte, kein Schulamt mehr zu haben und „die Freude, die jeder rechtschaffene Lehrer an seinen Stunden empfindet“, entbehren zu müssen. „Doch wurde mir die so gewonnene Freiheit keineswegs drückend, sondern bald zu einer wahren Wohltat. Ich verlegte mich auf das Studium der Geschichte und genoß schöne Tage beim Lesen von L. Ranke, Macaulay, Washington, von Daumer, Bancroft und anderen, die meine Seele ganz in Anspruch zu nehmen geeignet waren. Wie habe ich mich über die Amerikaner gefreut, welche in Autoren und Charakteren wie Channing und Washington für die Zivilisation und Bildung, die sie von Europa aus erhalten haben, so reiche Zinsen entrichten. Beide gehören zu den achtungswertesten Charakteren, die ich in der Geschichte kennengelernt habe. ... Washington muß ich nicht allein wegen seiner Taten, sondern ebenso sehr wegen seiner Gesinnung als den größten und edelsten Mann der Geschichte betrachten. An ihm habe ich wie an keinem anderen so unzweideutig die providentielle Leitung wahrgenommen, deren manche große Männer sich zu erfreuen das Bewußtsein hatten.“

Wer war nun aber dieser Channing, heute selbst bei vielen protestantischen Theologen halb vergessen, aus dessen Schriften der alternde Carisch unschätzbare Anregung, vielleicht besser gesagt „Bestätigung“ seiner eigenen theologischen Richtung empfing? William Ellery Channing, geb. 1780, gest. 1842 in Boston, wird geradezu als „der Heilige der Unitarier“ bezeichnet. „Diesen Namen hat ihm nicht seine Freisinnigkeit, wohl aber der Ernst seines Wesens und seine aufrichtige Frömmigkeit wie auch seine reine Begeisterung für das praktische Christentum eingetragen.“<sup>82</sup> So urteilt sein schweizerischer Zeitgenosse, der Kirchenhistoriker Karl Rud. Hagenbach, über ihn und fährt fort: „Er verhehlte seine von der Orthodoxie abweichenden Ansichten keineswegs, bekämpfte sogar die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit und der Versöhnung. Mit ebenso großem Eifer aber widersetzte er sich den negativen Extremen, wie sie bei anderen Unitariern hervortraten, und nahm insofern eine mittlere Stellung ein. Er zeigte sich begeistert für die sittlichen Ideale und den sozialen Fortschritt und nahm täti-

gen Anteil an der Bekämpfung der Sklaverei, an den Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine, an der Verbesserung der Gefängnisse, an der Hebung der arbeitenden Klassen und nicht weniger auch an der Verbreitung der Bibel.“ Das war dieser Pastor Channing in Boston, der einige Jahrzehnte lang seine Kirche bis in den hintersten Winkel füllen durfte, und dessen Amts- und Gesinnungsgenosse in Boston übrigens längere Zeit der uns von früher her bekannte Karl Follenius gewesen ist. Und für diesen Mann erglühete nun im letzten Lebensjahrzehnt Carisch, als erlebte er die Erfüllung längst gehegter Hoffnung. Es ist sichtlich Channings „hochgehender, an Schleiermacher erinnernder Idealismus“, der den alternden Carisch so tief ergriff. Zwei bis drei Jahre vor seinem Tod erzählt er: „Mit meinem Channing habe ich ordentlich Propaganda gemacht und die Freude erlebt, daß dieses Werk (gemeint ist die Übersetzung von Channings Werken in Auswahl durch Schulze und Sydow) auch vielen meiner Freunde teuer geworden ist. ... Um Channing auch den italienischen Reformierten zugänglich zu machen, habe ich mehrere seiner Predigten und Abhandlungen übersetzt und sie in meiner „Divozione domestica“ in Auszügen, wie ich sie dem Volke angemessen und nützlich glaubte, niedergelegt. Auch war die Aufnahme, die dieses Büchlein selbst bei schlichten Bauern gefunden hat, für mich sehr tröstlich. Doch die Theologen, voran Pfarrer Leonhardi in Puschlav, erhoben ein Zetergeschrei darüber, und es gelang ihnen, diese Begeisterung zu dämpfen und das Büchlein in Verruf zu bringen. Vielen wird es aber dennoch lieb bleiben und vielleicht früher oder später eine ihm geneigtere Zeit erleben.“

Das Andachtsbüchlein (192 Seiten in Kleinoktav) trägt den Titel „La divozione domestica ossia Preghiere e Meditazioni in familia da Ottone Carisch alias Paroco della Chiesa riformata di Poschiavo. Coira, Pargätzi & Felix 1853“. In der Einleitung begründet Carisch seine Entstehung durch die Wahrnehmung eines großen Mangels an Andachtsbüchern für Italiener evangelischen Glaubens. Außerdem betont der Verfasser, es zeige sich zurzeit unter Protestanten und Katholiken eine starke Tendenz, alten Formeln und Symbolen besondere Geltung zu verschaffen und Kirche und Religion damit zu stützen. Trotz aller

Achtung, die er für jene ehrwürdigen Denkmäler christlichen Glaubens hege, könne er dieses Verfahren nicht als zweckmäßig erkennen. Diese letztere Bemerkung samt der zweimaligen Berufung auf Channing mag bei theologisch anders gerichteten Amtsbrüdern Anstoß erregt haben. Ein durchaus unverdächtiger Zeuge aus dem theologisch gebildeten Laienstand urteilt über das Büchlein in neuerer Zeit erst: „Die Gebete, die Carisch veröffentlicht hat, sind keineswegs oberflächlich, sondern voll von wohlthuender Herzlichkeit, von ernstem Dringen auf Heiligung.“<sup>83</sup>

In engem Anschluß an Carischs Channingbegeisterung und seine Arbeit am Erbauungsbuch „Divozione domestica“ erscheint nun seine Freundschaft mit dem Priester Benedetto Iseppi in Poschiavo, die so aufsehenerregende Folgen haben sollte. Wir geben zunächst Carisch selbst das Wort: „Durch die Arbeit an der „Divozione domestica“ wurde ich auch mit B. Iseppi vertraut, einem katholischen Geistlichen, wie ich vom Puschlaver Klima nicht leicht einen erwartet hätte, und die mir deswegen doppelt willkommen und schätzbar war. Er hatte seine Studien in Como gemacht (Puschlav wurde erst 1870 definitiv vom Bistum Como gelöst; der Verf.) und hatte durch Umgang mit dem deutschen Sprachlehrer so viel von der Sprache gelernt, daß er sie lieb gewonnen oder doch der weiteren Pflege würdig befunden hatte. Hierdurch geriet er auch auf die Werke Sailers und Wessenbergs, und so viel genügte seinem die Wahrheit suchenden Gemüte, um sich von manchem Wahn frei zu machen und einen heiligen Durst nach evangelischer Wahrheit und Freiheit in seiner Seele zu entzünden. Diesem Triebe folgend, wie es der Jugend natürlich ist, ohne sich dabei allzusehr mit Fleisch und Blut zu beraten und den äußeren Umständen Rechnung zu tragen, weckte er dadurch bei seinen Oberen zuerst in einem Grade Argwohn, daß ihm der Bischof von Chur die Stelle als Italienischlehrer und Moderator an unserer Kantonsschule nicht gestattete und er also, um nicht exkludiert zu werden, auf einen Wirkungskreis verzichten mußte, der für ihn der gewünschte und wohl auch der angemessenste gewesen wäre. An der Menghini-

schen Schule in Poschiavo gewann er aber die Achtung und Liebe aller seiner besseren Schüler in hohem Grad und ebenso die vieler Väter und Eltern und der meisten Geistlichen, bis er mit seiner berühmt gewordenen Predigt „Der Fortschritt“ am Neujahrstag 1853 auftrat und durch sie ein Einschreiten der geistlichen Behörden hervorrief, das ihm nicht nur unendlich Leiden und Verfolgungen, sondern auch den größten Schein des Unrechts oder unverzeihlicher Schwäche zuzog — ich meine durch seinen Widerruf.“

Ergänzend und berichtigend ist dieser Darstellung beizufügen, daß, wie bekannt, die Kurie sich anfänglich zur paritätischen Kantonsschule schroff ablehnend verhielt und die Berufung des Pfarrers Benedetto Iseppi zum Lehrer des Italienischen und katholischen Moderator (Konviktvorsteher), wobei dann auch die Erteilung des Religionsunterrichts durch ihn in Aussicht genommen wurde, an der Weigerung des Bischofs von Como scheiterte, ihm die Admission dazu zu erteilen<sup>83a</sup>. Das war 1852 gewesen. Im folgenden Jahr erfolgte sodann eine Verständigung mit der Kurie. Nun aber hatte sich Pfarrer Iseppi durch seine Neujahrspredigt bereits den Weg zu dem von ihm ersehnten Schulamt verbaut.

Wir haben nicht im Sinne, auf den „Fall Iseppi“ bis ins einzelne einzutreten. Die genannte Neujahrspredigt von 1853 ist jedoch, nicht zuletzt durch Carischs Mitwirkung, zu einiger Berühmtheit gelangt, so daß sie an dieser Stelle gebührend gewürdigt werden muß. Gehalten wurde sie in der Hauptkirche San Vittore zu Poschiavo, und zwar über den Text Gal. 6, 10 „Weil wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes tun!“ Das Apostelwort bedeutet nach Iseppis Auffassung durchaus die Aufforderung zur sittlichen Vervollkommnung, zur Arbeit an sich selbst, zum Ablegen von Aberglauben und Haß und der religiösen Unduldsamkeit, wie sie sich in den Konfessionen durch die vergangenen Jahrhunderte hindurch geltend gemacht hatte. Man liest sie heute noch mit innerer Anteilnahme und Gewinn und freut sich drüber, wenig zu finden von leidenschaftlichen Ausfällen und Verunglimpfungen, wie man's etwa bei Leuten erlebt, die im Begriff sind, sich von ihrer Konfession zu lösen. Einfach ein Ruf zur tieferen Erfassung der christlichen

Religion. Was Iseppi den „religiösen Fortschritt“ nennt, ist ein Neuanknüpfen an die Herrenworte: „Folge mir nach! – ich bin das Licht der Welt – Ihr sollt vollkommen sein – Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Kein katholisches Dogma wird eigentlich angegriffen, allerdings auch keines herangezogen. Am weitesten geht er wohl, wenn er gegen den Schluß der Predigt sagt: „Es wäre wahrlich hohe Zeit, daß alle diejenigen, die recht denken und ein Herz haben, die an Christum und das Evangelium glauben, wenn sie auch verschiedenen Konfessionen angehören, einander näher träten, statt sich anzufeinden und sich gegenseitig ihre Mängel vorzuwerfen, einen heiligen Bund der Liebe schließen, um dem allen gemeinsamen Reich des Erlösers den Sieg zu verschaffen. ... Das würde ein schöner Fortschritt in der religiösen Vervollkommnung und von ganz anderem Erfolge sein, als sich wechselseitig mit scheelem, mißtrauischem und argwöhnischem Auge anzusehen und zu rufen: ‚Du bist Papist – du bist Lutheraner – du bist Calvinist!‘ Es sind bereits dreihundert Jahre verflossen, seitdem wir einander mit derartigen, knabenhaften Zulagen beleidigen, und wahrlich! gering ist der Nutzen gewesen, den wir davon gezogen haben. Wahrheit und Religion haben dabei sehr wenig gewonnen.“

Das war nun allerdings kühn geredet, von einem katholischen Priester, der nicht den Austritt aus seiner Kirche beabsichtigte, überkühn. Doch wäre wohl alles in Minne beizulegen gewesen, hätte nicht Don Iseppi die Predigt kurz hernach drucken lassen ohne Druckort und Offizin unter dem Titel „Il Progresso“<sup>84</sup>, und schon Mitte März erschien bei Pargätzi & Felix in Chur eine deutsche Übersetzung von O. C. (Carisch). In der orientierenden Einleitung erzählt der Übersetzer: „Kurz nach dem (italienischen) Drucke dieser Predigt untersagte der Bischof von Como Pfarrer Iseppi die Kanzel, und eine an denselben gerichtete, von 170 Katholiken unterzeichnete Petition um Zurücknahme des Verbotes vermochte sie nicht zu erwirken. Indessen wurde eine zweite Auflage der Predigt nötig, und die religiöse Bewegung in der katholischen Gemeinde dauert ununterbrochen an. ... Jedenfalls ist die Erscheinung eine der beachtenswertesten in unserer neueren Bündnengeschichte.“

Die Nachfrage nach der deutschen Übersetzung war dann eine so rege, daß in rascher Folge – diesmal bei Leonh. Hitz in Chur – eine zweite erschien. Doch beweist Carischs Korrespondenz mit J. C. Zellweger, daß seine Hoffnung auf Erfolg der Bewegung schon Ende März stark herabgestimmt war. Prof. Battaglia hatte zwar in der Bündner Zeitung den Fall besprochen und Iseppi selbst im *Grigione Italiano* sich zu rechtfertigen gesucht. Aber das konnte nicht entscheiden. Die kirchlichen Oberen mußten sich mit der Sache befassen. Von diesen scheint der fehlbare Priester übrigens nicht durchaus schroff behandelt worden zu sein. So kam dann für Iseppi eine Zeit des Schwankens, und schon im Oktober 1853 erfuhr man durch die Bündner Presse, „daß dieser infolge seiner Pönitenz im Kloster zu Mels und nach vorangehender Unterredung mit dem Nuntius sich mit seinem geistlichen Oberhirten verständigt habe und daher aufs neue in sein Amt eingesetzt worden sei.“ Er hatte also widerrufen.

Der Ausgang mußte für Carisch sehr bedrückend sein. Auch mögen ihm Selbstvorwürfe nicht erspart geblieben sein. Er hatte sich, befangen in älteren Urteilen über die Lebensfähigkeit der katholischen Kirche, wie man ihnen etwa in den Briefen J. C. Orellis begegnet, den Kampf doch wohl zu leicht vorgestellt, aber auch Iseppis Kräfte hatte er überschätzt. Gewiß war dieser Puschlaver Modernist ein Mann von lauterer Gesinnung, und sein Erlebnis entbehrt nicht der Tragik. Aber zum Reformator, auch im engen Raum seiner Heimatgemeinde, fehlte ihm das positiv-dogmatische Element. Das konnte ihm auch der edle Unitarier Channing, dessen Schriften ihm Carisch eifrig vermittelte, nicht geben. Iseppi war weder der in die Tiefen evangelisch-paulinischer Frömmigkeit hinabsteigende Nachfolger der Reformatoren, noch ein Spätgeborener aus der Schule des frommen Joh. Michael Sailer. Über die Kräfte eines Martin Boos oder Aloys Henhöfer verfügte er nicht. Carisch aber konnte ihn nicht so leicht auf diesen Mangel aufmerksam machen, weil er selbst zu wenig tief in den dogmatischen Grundlagen der beiden Konfessionen stand. Es wirft aber ein veröhnendes Licht über das ganze für Carisch wie Iseppi so schmerzliche Erlebnis, daß die Freundschaft der beiden trotz

allem unerschüttert blieb. Eine Reihe von Briefen Iseppis, die sich abseits von unseren übrigen Quellen bis heute erhalten haben, beweisen dies. Ja wir werden dem späteren katholischen Pfarrer von Walenstadt noch in den letzten Stunden vor dem Hinschied seines protestantischen Gönners im Bad Fideris begegnen. Was sich eben nicht veränderte, war Otto Carischs gutes Herz, sein christlicher Idealismus und die für seine Theologie bezeichnende, in einem Brief an Zellweger niedergelegte Überzeugung, „daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit ja die höchste Errungenschaft, das kostbarste Kleinod der Reformation sei“.

Von dieser Episode gehen wir über zu einer letzten, nach heutiger Auffassung besonders wichtigen Angelegenheit im Leben Carischs, die in seinen zwei letzten Lebensjahrzehnten sich stets steigerte und in den Jahren des sogenannten Ruhestandes ihren Höhepunkt erreichen sollte. Wir meinen seine Bemühungen um Pflege und Erhaltung der romanischen Sprache.

Wie wir wissen, war Nuot Carisch einst in Sarn von einer romanisch sprechenden Lugnezer Mutter geboren und dann bis zum erfüllten zehnten Altersjahr in Duvin aufgewachsen, wo damals noch ganz ausschließlich das Romanische herrschte. Zwar wird's kaum wörtlich zu nehmen sein, wenn er schreibt, er habe bei seiner Rückkehr an den Heinzenberg noch kein Wort Deutsch verstanden, aber wenig genug hatte sich der damals Zehnjährige von dieser „Fremdsprache“ angeeignet. Es zeugt für seine ausgesprochene sprachliche Begabung, wenn er später das Deutsche vollkommen meisterte, ja schon in den Studentenjahren eine Vorliebe und damit auch ein tieferes Verständnis für Hebels alemannische Gedichte, also für eine deutsche Mundart bekundete. Selbstverständlich verkehrte er als Churer Kantonsschüler noch viel mit romanisch sprechenden Mitschülern; auch waren die beiden ersten Rektoren der Schule geborene Romanen, Peter Saluz und Dom. Sim. Benedikt. Doch hören wir in dieser Zeit noch nichts von Pflege des Romanischen. Trotz einiger Ansätze zu höherer Bewertung stand es damals in Grau-

bünden als *lingua rustica* nicht hoch im Kurs, und für die Kantonsschule bedeutete es geradezu eine Not, ein Hemmnis ihres Aufstiegs. Noch weniger mochte Carisch auf der Akademie in Bern Gelegenheit zur Pflege seiner Muttersprache finden, ob schon einige seiner Mitstudenten, wie Theodor v. Mohr und Rud. Conrad-Baldenstein sie beherrschten, sowie auch Pfarrer L'Orsa. Daß er jedoch auch hier sich seiner Muttersprache keineswegs schämte, beweist die Stelle in einem Brief Bernh. Studers an Carisch vom 5. Februar 1818 von Göttingen aus: „Gerne hätte ich, lieber Carisch, in *lingua Romana*, Deiner Dir teuern Sprache, Deinen lieben Brief beantwortet.“ Der Aufenthalt in Bergamo mochte in dieser Hinsicht für Carisch wichtig geworden sein, weil im Hause Frizzoni hauptsächlich von den Angestellten Engadiner Romanisch gesprochen wurde, zumal dann auch von der hochgeschätzten alten Frau Curò. Auch J. P. Hosang, dessen Mutter eine Scandolera von Samaden gewesen war, beherrschte die Sprache von Jugend an, wenigstens ihr ladinisches Idiom.

Als Carisch dann 1819 von Berlin nach Chur berufen wurde, fiel ihm, wie wir bereits wissen, vom ersten Tag weg die Aufgabe zu, junge Romanen verschiedenster Herkunft ins Deutsche einzuführen, und 1820 hält er auf der Frühlingslandsgemeinde in Sarn romanisch eine begeisterte politische Rede. Wir stoßen auf sie in einem Brief J. P. Hosangs. Und bald darauf begegnet uns in der Korrespondenz Joh. Casp. v. Orellis die Stelle: „Rückichtlich Deiner Rede (es ist eben die obige) sagt der Herausgeber des Schweizerischen Volksblattes: Da die Monatschronik keine romanischen Leser zähle, als vielleicht die 2–3 Magnaten, die sie etwa in Chur sehen, so könne nicht die ganze Rede aufgenommen werden. Wohl aber wäre es mir sehr lieb, wenn du etwa auf 2–3 Seiten eine historische Beschreibung Deiner Landsgemeinde gäbest und einige der schönsten Stellen Deiner Rede auf Romanisch.“ Von früher her wissen wir, daß Carisch 1824 das wohl in der Hauptsache von Roeder verfaßte Büchlein „Der Trunserbund“ ins Romanische übertragen hatte<sup>85</sup>. Das tapfere Bekenntnis Carischs zu seiner Muttersprache muß aber doppelt hochgeschätzt werden, weil uns vom Jahr 1820 ein Brief des nunmehr in Süs etablierten Theod. v. Mohr vorliegt, in dem es

kurzweg heißt: „Was mir aber vor allem am Herzen liegt, ist die Ausrottung unserer Sprache“ (nämlich des Romanischen). Nun war ja Mohr etwas Stimmungsmensch, und wir wollen's dahingestellt sein lassen, ob das im tiefsten seine Meinung war. Ein sichereres Zeugnis noch aus der Mitte des Jahrhunderts für die allgemeine Einschätzung der Zukunft des Romanischen, allerdings aus einer Gegend starken Rückgangs dieser Sprache, dem Heinzenberg, tritt uns entgegen in einem Brief des gescheiten Landmädchens Nina Camenisch an Carisch vom 15. Mai 1856: „Was Ihre Bibelübersetzung betrifft, so fürchten Sie, unsere ehrwürdige romanische Sprache gehe wenigstens bei unserer diesseitbergischen protestantischen Bevölkerung ihrem Grabe entgegen. Das wäre doch recht schade. So wenig eigentliche Schönheit die gute Rätlerin besitzt, ein Immortellenkranz gebührt ihr doch. Lassen Sie Ihre Übersetzung dies sein!“ Daß Nina Camenisch so zurückhaltend über die Zukunft des Romanischen dachte, überrascht nicht, wenn wir bedenken, daß sie bei aller glühenden Heimatliebe sich in der eigenen Dichtung ihrer nie bediente. Auffallender aber ist, daß Carisch selbst sich nach 2–3jähriger mühseliger Revisionsarbeit am Oberländer Neuen Testament so skeptisch äußerte. Das mindert jedoch keineswegs seine großen Verdienste um die Erhaltung des damals so gefährdeten Pflänzchens. Und so viel ist gewiß, daß er mit Freudetänen in den Augen die heutige Renaissance seiner Muttersprache verfolgen würde.

Der Verfasser dieses Lebensbildes ist nicht Romane, geschweige denn Romanist. Es fehlt ihm somit das Rüstzeug zur Beurteilung von Carischs Bedeutung in der Geschichte der romanischen Sprache. Was er zu geben vermag, ist ein Überblick über sein Schrifttum auf diesem Spezialgebiet und seine eigene Erzählung nach dem Wortlaut seiner Lebenserinnerungen nebst einigen eingeschobenen Urteilen von Fachgelehrten. Vorauszuschicken ist, daß Carischs Arbeit auf diesem Gebiet in drei Stufen verläuft. Die erste lernten wir bereits kennen (siehe Seite 65). Sie entsprang dem rein praktischen Bedürfnis des Sprachlehrers der Kantonsschule, dem die Aufgabe zugefallen war, den italienisch und romanisch geborenen Schülern die Brücke zu schlagen zum erfolgreichen Besuch des selbstverständ-

lich des Deutschen sich bedienenden Unterrichts der evangelischen Landesschule in Chur. Das Ergebnis war die „Kleine deutsch-italienisch-romanische Wörtersammlung“, deren erste Auflage schon 1821 erschien, die dritte 1848. Das Buch (Kleinoktav, 100 Seiten) erfüllte also offenbar seinen Zweck. Weit kühner war die Absicht des zweiten Unternehmens, des „Taschenwörterbuchs der Rhaetoromanischen Sprache in Graubünden, besonders der Oberländer und Engadiner Dialekte“, dessen erste Auflage 1848 in Chur erschien. Prof. Dr. R. Vieli, einer der kompetentesten Beurteiler dieser Leistung Carischs, sagt von ihm: „Das Wörterbuch ist ein kleines Idiotikon der bündnerromanischen Dialekte; denn dem Verfasser erschienen – und darin liegt der besondere Wert dieses Wörterbüchleins – alle romanischen Mundarten gleichwertig und gleicher Berücksichtigung würdig zu sein. ... Es ist wegen seiner gewissenhaften Sammlung des mundartlichen Wortschatzes eine recht beachtliche Leistung.“ Endlich aber kam 1853 die dritte Stufe der Arbeit Carischs auf diesem Gebiet, die ihm aus verschiedenen Gründen die tiefste Befriedigung bringen mußte, noch ehe sein Lebenstag sich zum Ende neigte, die Revision der oberländerromanischen Übersetzung des Neuen Testaments. Doch erteilen wir ihm nun selbst das Wort.

„In diese Jahre (d. h. Mitte der vierziger Jahre) fallen auch meine Versuche, etwas für die romanische Sprache zu leisten: die Bearbeitung meines rätoromanischen Wörterbuchs und meiner romanischen Formenlehre. Den Hauptanstoß dazu erhielt ich von einem italienischen Gelehrten in Turin, Herrn Vegezzi Ruscalla, und die Freude, daß italienische Gelehrte ihre Aufmerksamkeit auf diese Sprache richteten, bestimmte mich um so mehr, ihnen entgegenzukommen, weil ihnen Unternehmungen dieser Art gewiß viel leichter und erfolgreicher werden müssen als den Deutschen, wie sehr diese auch immer an Fleiß und Gründlichkeit über jene hervorragen mögen.

„Meine Wörtersammlung in allen drei Ausgaben war nur für Bünden, und zwar für romanische Schüler bestimmt. ... Die

Bearbeitung eines rätoromanischen Wörterbuchs war schon eine weit schwierigere und in der Tat bedenkliche Unternehmung. Leichter und den Forderungen der Zeit angemessener wäre sie geworden, wenn ich ein gewöhnliches Wörterbuch bearbeitet hätte, in welchem es jedermann leicht geworden wäre, die vorhandenen Wörter aufzufinden, wenn sich auch nicht alle wünschbaren Wörter darin zusammengestellt gefunden hätten. Dieser große und für die Menge unstreitig schätzbarste Vorteil mußte aber geopfert werden, sobald ich mich entschloß, ein *etymologisches*, sei es auch nur für das Oberländer Romanische, zu bearbeiten. Die Schwierigkeit und die Mühe wurden dadurch unendlich vermehrt, die allgemeine Brauchbarkeit aber und der Absatz in noch höherem Maße gemindert. Bereuen kann ich indes dennoch nicht, diesen Plan befolgt zu haben. Denn bei der Mannigfaltigkeit unserer Dialekte und der namenlosen Verwirrung in denselben kommt es doch – wenn die Sprache noch Berücksichtigung verdient – hauptsächlich darauf an, jedes Wort nicht nur für sich, da es oft bis zur Unkenntlichkeit alteriert und verstümmelt ist, sondern im Zusammenhang mit seiner Verwandtschaft zu sehen und dadurch genauer kennenzulernen. Nur auf diese Weise läßt sich das Charakteristische der Sprache erkennen und ein sprachliches Verfahren nach Prinzipien ermöglichen und den so vielfachen Entstellungen durch Abstellung und Versetzung ganzer Sylben auf den Grund kommen.

„Zu einer Arbeit dieser Art, hätte sie ihrem Zwecke vollständig entsprechen sollen, wäre unstreitig eine vollständige Kenntnis unserer romanischen Dialekte, wie der alten und neueren Sprachen erforderlich gewesen, und auch reichere Hilfsquellen, als mir zu Gebote standen. Ein wesentlicher Mangel dieses Wörterbuchs ist gewiß der, daß ich die Stämme nicht, ohne Rücksicht, ob oberländisch oder engadinisch, nur mit größerer Bestimmtheit gewählt und aneinandergereiht habe und, was noch schlimmer ist, daß sie oft nicht gehörig gewählt worden sind. Auch hätte ein vollständiges Register aller Wörter, die nicht als Stämme hervorgegestellt sind, nicht fehlen sollen. Wie aber in der Vorrede gesagt ist, sollte dieses Werkchen nur Material sein für tüchtigere Bauleute; und wenn diese einmal erscheinen, so werden sie darin doch

schon Besseres vorfinden, als mir zu Gebote stand, und auch für dieses Geringe dankbar sein.

„Zwei Erfahrungen sind mir bei dieser Arbeit zuteil geworden, die ich hoch anschlage und sehr zu würdigen weiß. Erstens eine unangenehme, nämlich daß ich wahrnehmen mußte, wie schwer es fällt, auch bei den redlichsten Bestrebungen Leute zu finden, die nicht nur so obenhin, sondern mit Ernst und Liebe, mit Rat und Tat die Hand zur Förderung unseres Werkes bieten. Dies ist eine Klage, die auch Göthe irgendwo ausspricht. ... Würde der Einzelne in seinem Wesen und Tun gehörig unterstützt, er würde das, was er von der Natur zu werden bestimmt ist, ganz werden, anstatt daß wir es gewöhnlich nur halb oder in geringerem Maße sind.

„Die zweite Erfahrung aber ist eine sehr angenehme, und zwar die, daß jede Beschäftigung, auch mit den scheinbar geringfügigsten Dingen, wenn wir nur tiefer in den Gegenstand eindringen, uns auch zur Quelle von Annehmlichkeiten wird, die wir kaum ahnen konnten. . .

„Die bedeutenden Männer, mit denen ich in jener Zeit in briefliche Verbindung kam (d. h. die Zeit der Arbeit am romanischen Wörterbuch, etwa 1845–1852), waren Lucian Bonaparte, der Oheim des jetzigen französischen Kaisers, und Vegezzi-Ruscalla, ein Gelehrter und hoher Beamter in Turin. Dieser war es, wie schon bemerkt, der den stärksten Anstoß zur Bearbeitung meines rhätoromanischen Wörterbuches gab, weil er sich sehr für unsere romanische Sprache interessierte. Jener wünschte romanische Bücher und Aufschluß über einiges in der romanischen Literatur.

„Mit einem anderen Gelehrten kam ich später in Verbindung, und zwar ebenfalls des Romanischen wegen, indem er wiederholt diesfällige Bitten und Fragen an mich richtete und später nach Bünden kam, um diese Sprache im Lande selbst kennenzulernen. Es ist dies Dr. Freund, ein Jude, doch namhafter Gelehrter und unstreitig ein sehr gewandter, geistreicher Mann, der alle Mittel gescheit in Bewegung zu setzen wußte, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So hatte er zu diesem Behufe Unterstützung von der ethnographischen Gesellschaft in London und der Akademie der Wissenschaften in Berlin ausgewirkt

und, in Bünden angelangt, Fragen drucken lassen und unter viele Bündner verteilt, von denen man hoffen konnte, daß sie sie zu beantworten imstande und auch willens wären. Wären diese Antworten von vielen Seiten richtig und vollständig erfolgt, so müßten sie allerdings einem Gelehrten solcher Art reichen Stoff zu weiterer Verarbeitung geboten haben. Noch ist aber die Verarbeitung nicht im Druck erschienen.“ (d. h. etwa 1855; der Verf.) (Über Freunds Charakter urteilt Carisch ungünstig. Er verstand es, andere nicht nur wissenschaftlich, sondern auch ökonomisch auszunützen; so „den Pfarrer Corai und Herr Palioppi“.)

„Eine zwar schwere, aber doch erfreuliche Arbeit – und für den Abend meines Lebens wohl die angemessenste – fand ich in diesen drei letzten Jahren (somit 1852–55; der Verf.) in der Übersetzung des Neuen Testaments ins Oberländer Romanische. Zur Übernahme dieser Aufgabe kam ich wirklich ganz unerwartet, und ich darf wohl sagen, nicht aus eigener Wahl, sondern durch äußere Umstände dazu gedrungen. Schon seit Jahren wurde über Mangel an romanischen Neuen Testaments von verschiedenen Seiten geklagt und das Bibelkomitee aufgefordert, eine neue Auflage dieses Werkes zu veranstalten. Ein Oberländer Pfarrer (sein Name ist im Manuskript genannt; der Verf.) wurde mit der Besorgung dieser neuen Auflage vom Churer Bibelkomitee beauftragt, als ich noch nicht Mitglied desselben war. Er übernahm dies Geschäft ohne Akkord mit dem Buchdrucker und ohne Aufsicht seitens des Komitees. Allein der Buchdrucker klagte, daß er das Manuskript nie zu rechter Zeit erhalte, sich unendliche Korrekturen müsse gefallen lassen und damit gar nicht vorwärts komme. Als die Arbeit nun näher untersucht wurde, fand es sich, daß der Buchdrucker sechzig bis siebenzig Gulden per Bogen (Auflage von 2000 Exemplaren) verlangt, und daß Sprache und Orthographie in vielfacher Beziehung vom Herausgeber ganz willkürlich geändert und nur für Katholiken mundgerecht gemacht waren. Einige Pfarrer, von denen ein Gutachten über diese neue Ausgabe gefordert wurde, protestierten laut gegen so unglück-

liche und willkürliche Veränderungen; und so wurde denn der Druck, der erst bis zum neunten Bogen gelangt war, sistiert, die Druckkosten, 478 fl.<sup>86</sup>, vom Komitee bezahlt und die ganze Auflage, soweit sie gekommen war, dem Bearbeiter zur Verfügung gestellt. Dem Mangel an Neuen Testamenten war also durch diesen Versuch nicht abgeholfen. Es sollte nun Rat geschafft werden, aber auf welche Art? Unter den romanischen Pfarrern kannte ich niemanden, der diese Arbeit mit gutem Vertrauen hätte übernehmen können und wollen, und nur einen Abdruck der früheren Ausgaben herauszugeben, erschien mir doch, nicht allein dem Hauptzweck, sondern auch der Sprache selbst gegenüber, als ein kaum verzeihliches Unrecht, wie sehr auch immer dieses Romanische als Regel und Norm für unsere Sprache gepriesen wurde. Denn während dieser Unterhandlungen hatte ich die alte Übersetzung näher besichtigt, in bezug auf Sprache und Inhalt geprüft und mich überzeugt, daß hier nicht allein Besseres möglich wäre, sondern auch notwendig, und zu geben versucht werden sollte. Allein bei solchen Anforderungen wollte sich niemand diesem Geschäfte unterziehen, und so mußte ich mich also zur Ausführung des Planes entschließen und mit Hilfe einiger junger Freunde selbst Hand anlegen. So habe ich denn auch zwei und ein Viertel Jahr wirklich sehr emsig, meist mehrere Stunden des Tages, daran gearbeitet.

„Neben vieler Mühe habe ich an dieser Arbeit denn doch auch große Freude gehabt. Ohne mich in tiefere, selbständige Forschungen einzulassen, was über meine Kräfte gegangen wäre, mußte ich doch über Inhalt und Sprache mehr nachdenken und gelehrte Kommentare zu Rate ziehen, was natürlich nicht ohne Nutzen und Segen blieb. Bewundern mußte ich besonders De Wettes Gelehrsamkeit und Freiheit, mit der er auf Erforschung der evangelischen Wahrheit bedacht ist, und wie auf diese Weise die Heilige Schrift, wenn ihre Erklärung auch viel Schales und Leeres hervorgerufen hat, was gewiß weniger geeignet ist, Segen zu verbreiten, als wie Ballast aufs Gemüt zu drücken, doch auch in intellektueller Beziehung und für die Entwicklung des Geistes überhaupt in allen Zeitaltern ein mächtiger Antrieb geworden ist.

„Für den Glauben an die *Inspiration* im engeren und alten Sinne des Wortes war mir diese Arbeit nicht förderlich, desto mehr aber für den Glauben an *Jesum Christum* und an seine Sendung für das Heil der Menschheit. Denn daß er nur der Unweisen, in den gewöhnlichen Künsten und Fertigkeiten der Welt so wenig Erfahrenen bedurfte, um sein Reich fortzuführen und zu sichern, das ist doch wahrlich ein sehr augenscheinlicher Beweis für dessen höhere Würde und Göttlichkeit. Und in diesem Sinne hat meine Verehrung für die Heilige Schrift einen starken Zuwachs erhalten.

„Daß ich jedoch mit solcher Standhaftigkeit bei dieser Arbeit ausgeharret, verdanke ich unstreitig besonders dem Vertrauen, welches ich zu *De Wette* als Kritiker in bezug auf den Text und als Übersetzer in bezug auf die Sprache oder das richtige Verständnis derselben hatte. Denn wenn ich ihm auch nicht überall zu folgen wagte, so war es mir doch eine große Erleichterung, überzeugt sein zu dürfen, daß er gewiß einem meistens korrekten Texte gefolgt sei und das Original, auch an seinen schwereren Stellen, ziemlich durchgängig glücklich wiedergegeben habe. Ohne einen solchen Führer und ohne dieses Vertrauen zu ihm wäre mir ohne Zweifel der Mut zuweilen fast entschwunden.

„Auffallend, und ich kann wohl sagen sehr erfreulich war mir auch der Unterschied, der sich zwischen verschiedenen Lehren der theologischen Dogmatik und denen der Heiligen Schrift herausstellte. Letztere meist einfach und dem religiösen Gemüt so einleuchtend, jene oft so widernatürlich und unbegreiflich geschraubt. Wie einfach und leicht verständlich sind z. B. fast alle Aussagen der synoptischen Evangelien über *Jesus Christus*! Wie sehr dringt der Heiland überall auf die Sinnesänderung, die Buße, auf die Liebe zu Gott und den Menschen als die Hauptmerkmale eines christlichen Lebens! Wie klar und natürlich ist der Glaube, den er von den Seinigen an ihn fordert, wie lebendig die Überzeugung bei ihm, daß wer nur tun wolle nach seinen Worten, auch einsehen werde, daß er von Gott gesandt sei, daß er die Wahrheit erkennen werde und durch sie frei werde! Wie klar und passend ist nicht auch das Wort ‚Liebe‘ (das Wort selbst fehlt in der Abschrift) für das neue Prin-

zip, das er in die Welt gebracht und geoffenbaret, und das überall dem bloßen Gesetz gegenübergestellt wird als die Wirkung eines anderen Geistes, als des Geistes der Furcht, während der seinige nur durch die Liebe bewegt wird. Wie klar und bestimmt wird da überall der schlichte, lebendige, ungefärbte Glaube gefordert, und wie duldsam und milde ist die Beurteilung derer, die ihn nicht haben, wenn sie sich ihm nur nicht mit Heuchelei entgegensetzen und sein Reich hindern! Mit welch schlichten Worten wird da nicht von seinen bewundernswürdigen Ereignissen, Worten und Handlungen gesprochen und seinem Leiden, seinem Tode mit dem bestimmten Gefühle, daß es nach einem solchen Leben nicht anders sein konnte und geschehen mußte, um sein Werk zu krönen, wenn die Erlösung der Menschheit möglich werden sollte, und wie leicht erträglich erscheint alles dieses denjenigen, welche die Herrlichkeit bedenken, welche an ihm (und den Seinigen) offenbar werden soll. Wie weit gehalten sind alle wesentlichen Lehren des Evangeliums, die von der Sünde, der Erlösung, der Rechtfertigung und der Versöhnung, um jedem lebendig Glaubenden, wie verschieden sie auch nach Zeit, Ort, Alter, Bildung, Temperament und Naturell sein mögen, Raum zu lassen und die Möglichkeit, Ruhe und Befriedigung zu finden! Da sind noch keine künstlichen theologischen Distinktionen, die den meisten unfaßbar sind und eben deswegen um so mehr als äußerer Popanz festgehalten und zur Unduldsamkeit und Verachtung und Verfolgung Andersdenkender mißbraucht werden. Wie frisch und unmittelbar ist da alles und wie genußreich und erhebend für denjenigen, der eben nur religiöse Nahrung und Versöhnung mit Gott und der Welt sucht und von der Form absehen kann, in welcher sie zuweilen dargeboten wird. Und auf diese Weise angeschaut wird es denn auch erklärlich, wie so viele ausgezeichnete Gelehrte, so namentlich auch Wilhelm v. Humboldt, täglich aus der Heiligen Schrift mit Vergnügen lesen und das Neue Testament als ihr Lieblingsbuch immer mit sich führen konnten.

„Durch meine Übersetzung habe auch ich mich von manchem losgemacht, was mir früher in materieller und formeller Hinsicht mehr oder weniger widerstrebte. Ich lese jetzt das Neue Testament mit weit mehr Unbefangenheit, Freude und Erhebung

und werde es fortan als herrliches Buch zu meiner Erbauung und zu meinem Troste treulich nützen.

„Aber auch in sprachlicher Beziehung muß ich mich über die Arbeit innig freuen. Nicht nur weil ich durch sie im Romanischen viel gelernt habe und auf Wörter und Formen der Sprache aufmerksam geworden bin, die mir früher entgangen waren, sondern auch in der zuverlässigen Hoffnung, daß ich damit mehr zur Vervollkommnung des Romanischen geleistet habe, als vielleicht durch alle meine früheren Bemühungen um diese Sprache geschehen ist. Wohl fühlte ich, und habe es in der letzten Zeit auch hin und wieder ausgesprochen, daß es kaum ein wirksameres Mittel zur Vervollkommnung unserer Sprache geben konnte, als ein in ihr geschriebenes gutes, klassisches Werk. Denn die Wichtigkeit des Inhaltes eines Buchs ist im allgemeinen auch die beste Empfehlung zur Beachtung und Verbreitung seiner Sprache.

„Ich bin zwar weit entfernt, meine Übersetzung für klassisch zu halten, und gewiß fühlt und bedauert niemand mehr als ich selbst, daß sie mit so vielen mir wohl bewußten Mängeln behaftet blieb. Viele würden allerdings vermieden worden sein, wenn ich in der Sprache hätte freier und unabhängiger walten dürfen. Allein in einem Buch solcher Art mußte der Grundsatz durchaus festgehalten und befolgt werden, von der alten Übersetzung nur da abzuweichen, wo das richtige Verständnis des Sinnes es zur Pflicht machte, so wie die Angemessenheit des Ausdrucks und der Genius der Sprache. Die Beseitigung vieler rein deutscher Wörter ist das geringste Verdienst dieser Übersetzung in sprachlicher Beziehung. Gewiß höher angeschlagen wird die Einfachheit und Natürlichkeit der Konstruktion in sehr vielen Fällen von denjenigen werden, die hierin ein Urteil haben...“

Wir wissen bereits, daß 1856 dieses wohl mühevollste Werk Carischs erschien. Pargätzi & Felix in Chur hatten den Druck besorgt. Das finanzielle Risiko aber trugen das Churer Bibelkomitee und die Basler Bibelgesellschaft gemeinsam. Die Auflage betrug vorsichtigerweise nur 1500. Für den Wortlaut des Titels verweisen wir auf das Schriftenverzeichnis am Schluß un-

serer Arbeit. Dieses „Niev Testament“ erschien in einem Oktavband von VIII und 440 Seiten, dazu dann noch 9 Seiten Erklärungen von Ausdrücken, die stark vom Gabrielschen Text abwichen. Der Bibeltext selbst ist zweispaltig gesetzt. Typenwahl, Satzspiegel und Papier lassen wenig zu wünschen übrig. Die reichlich akademische Vorrede „Als lecturs“ ist sicherlich heute wertvoll, mag indes den meisten Lesern weniger geboten haben. Sie erwähnt dankbar zweier Mitarbeiter, der Amtsbrüder Luzi Candrian in Pitasch und Baltasar Risch in Sagoing, und schließt mit den erbaulichen Worten von Psalm 19, 8–11 und dem Datum 7. Juli 1856 nebst dem vollen Namen des Bearbeiters. Noch bewahrt unsere Kantonsbibliothek (Aa 148) das durchgeschossene Handexemplar Carischs mit einer nicht geringen Zahl von handschriftlichen Notizen aus seinen letzten Lebensjahren 1856–58.

Alle recht günstigen äußeren Voraussetzungen änderten jedoch nichts an dem Mißerfolg oder doch sehr beschränkten Erfolg der mit Hingabe ausgeführten Arbeit. Derselbe trat allerdings nicht mehr zu Carischs Lebenszeit zutage. Man erfährt, daß seine revidierte Übersetzung am Heinzenberg, d. h. in seiner engeren Heimat, heute kaum mehr dem Namen nach bekannt ist und auch im Oberland nicht Fuß fassen konnte. Das erhellt übrigens auch aus dem Umstande, daß schon dreizehn Jahre später, d. h. 1869, wieder auf die durch Alter und Volkstümlichkeit geweihte Übersetzung des Luzi Gabriel von 1648 zurückgegriffen wurde. Diesmal war es die britische und ausländische Bibelgesellschaft, die an ihrem Agenturdruckort Frankfurt a. M. „Il Niev Testament ... vertius en Romonsch da la Ligia Grischa tras Lucius Gabriel...“ erscheinen ließ; und zwar wagte man nun die stattliche Auflage von 5000 Exemplaren<sup>87</sup>. Es waren die Synodalen Martin Darms in Flims und Luzius Candrian in Zillis (vorher in Pitasch), die diese Neuauflage in archaisierendem Sinn besorgten, jedoch nicht ohne der orthographischen Wegleitung der Bündner Regierung zu folgen, und dazu mit gewissen textlichen Verbesserungen, die der Carischschen Übersetzung entnommen waren. Die beiden Synodalen traten dabei nicht als Gegner Carischs auf den Plan, sondern indem sie erkannt hatten, was das reformierte oberländerromanische Volk wünschte und offenbar bewahren wollte.

Es trifft sich schön, daß in dem Zeitpunkt, da wir eine einläßliche Biographie Carischs bearbeiteten, ein Schüler des Zürcher Kirchenhistorikers Prof. Dr. Fritz Blanke in einer sorgfältigen Seminararbeit der Frage nachging, warum diese revidierte Übersetzung<sup>3</sup> des Neuen Testaments sich trotz nicht zu leugnender Vorzüge im Volk nicht durchzusetzen vermochte. Das ist der Heinzenberger stud. theol. Albert Frigg, der es im übrigen keineswegs an Hochachtung gegenüber seinem engeren Landsmann fehlen ließ. In seiner sprachlich abgewogenen Gegenüberstellung von Gabriel und Carisch kommt er zum Schluß: „Gabriel fand seinen Hauptauftrag darin, in einer einfachen, populären, gemeinverständlichen Sprache zu schreiben. ... Er ist weder Linguist noch Purist. ... Carischs Tendenzen gehen dahin, eine linguistisch hochstehende Übersetzung zu schaffen. ... Dank seiner Sprachkenntnisse glaubt er, ein romantisches Neues Testament schaffen zu können, das ein Zeugnis dafür sein könnte, daß das Surselvan als unanfechtbare, selbständige Sprache einer Prüfung von Philologen standhalten würde. Deshalb durfte der Stil nicht in erster Linie populär sein, sondern mußte den allgemein gültigen wissenschaftlichen Sprachregeln bis in die Einzelheiten hinein entsprechen.“ Wenn so seine Arbeit aufs Allgemeine gesehen ein Fehlschlag wurde, fährt Frigg weiter, bleibe ihm doch das Verdienst, durch seine Bereitwilligkeit der zu Anfang der fünfziger Jahre auf diesem Gebiet entstandenen Verwirrung und Ratlosigkeit ein Ende bereitet zu haben.

Carischs Übersetzung behielt ihren Wert, auch wenn sie sich in der reformierten Bevölkerung nicht durchzusetzen vermochte. Sie wurde denen zur wertvollen Handreichung, die sich seither um die zeitgemäße Revision des Gabrielschen Neuen Testaments mühen. Darms und Candrian wurden schon genannt. Neuerdings aber schreibt uns der mit ähnlicher Aufgabe betraute Pfarrer P. Cadonau in Trins: „Was Carischs Neues Testament betrifft, so habe ich immer eine helle Freude dran gehabt. Carisch hat wirklich die Probleme der Übersetzung ins Romanische gesehen und mit ihnen gerungen, wie vorher und nachher keine andere Übersetzung. Diese bestehen nicht in erster Linie im Verständnis des griechischen Urtextes, wofür wir in anderen

Sprachen genug Pionierarbeiter haben, sondern darin, daß wir für die verschiedenen Worte und namentlich Wendungen des Neuen Testamentes den entsprechenden romanischen Ausdruck finden, der auch vom einfachen Mann aus dem Volke verstanden wird. Dabei hat er manche gute Lösung gefunden.“

Carisch bekennt sich als dankbaren Schüler De Wettes. Auch dieser schuf ja eine Bibelübersetzung, die zwar den Weg ins Volk nicht fand, aber ein kostbares Hilfsmittel des Bibelverständnisses wurde für solche, denen ein tieferes Erfassen des Textes Herzensbedürfnis oder Berufspflicht ist. Endlich aber bleibt es eine Ehre für den liberalen Theologen Carisch, daß er, schon auf der Schwelle des Greisenalters stehend, die Mühe nicht scheute, auszuführen, was seinen traditionsgebundenen Amtsbrüdern nicht gelungen war. Dabei hat in ihm aber zu- vorderst nie der Linguist gestanden, sondern, seinen eigenen Worten nach, der lebendige Christ und Seelsorger.

Wir haben Carischs im engeren Sinne kirchliche Arbeit seit der Rückkehr von Puschlav nur gelegentlich erwähnt. Er selbst geht in seinen Lebenserinnerungen darüber hinweg, als hätte sie sich von selbst verstanden. Die Sucht, hiemit in den Vordergrund zu treten, lag ihm fern. Und doch war auch diese Tätigkeit rege und ununterbrochen. Wer die Protokolle (des evangelischen Kirchenrates von 1839 weg durchgeht, begegnet seinem Namen beständig wieder. Zunächst wird er Examinator der in die evangelisch-rätische Synode neu aufzunehmenden Kandidaten, und zwar nacheinander für Dogmatik, für Moral und die Einleitung in die Bibel. Aber auch stets wieder wählt man ihn in Spezialkommissionen, u. a. die für die Neuherausgabe der gültigen Gesetze und Verordnungen des evangelischen Teils von Graubünden. Seit 1842 sitzt er im Kantonskirchenrat und muß gelegentlich sogar die Funktionen eines Moderators, d. h. Präsidenten der Synode, übernehmen. Von 1851 weg ist er öfters Präsident der landeskirchlichen Exekutive, d. h. des Kirchenrates, und einige Jahre Vertreter der evangelischen Kirche im Erziehungsrat. Man gewinnt den Eindruck, daß er, obschon

seine Theologie nicht unangefochten blieb, der Vertrauensmann in allen Fragen kirchlicher Organisation bis zu seinem Tode war und blieb.

Es fällt auf, daß Carisch in seinen Lebenserinnerungen sich ausschweigt über den theologischen Richtungskampf, der mit voller Schärfe allerdings erst im Jahrzehnt nach seinem Tode einsetzte, aber seit dem Erscheinen des „Lebens Jesu“ von David Friedrich Strauß (1835) im Anzug war und mit Alois Eman. Biedermanns erster Schrift „Die freie Theologie oder Philosophie und das Christentum in Streit und Frieden“ 1844 für die schweizerischen Theologen aktuell werden mußte. Ja Carisch verschweigt ein Ereignis, an dem er persönlich teilgenommen hatte. Das war in dem Schicksalsjahr 1848 die in Chur tagende zehnte Jahresversammlung der schweizerischen reformierten Predigergesellschaft<sup>88</sup>. 138 Pfarrer aus der ganzen Schweiz waren erschienen, nahezu die Hälfte aus Graubünden. Von dieser Zusammenkunft sagt ein führender Reformpfarrer der Jahrhundertwende: „Sie stellte sich mit brennendem Licht vor ein offenes Pulverfaß.“<sup>89</sup> Es wurden zwei Referate gehalten, die beide heute noch lesenswert sind; ja dem ersten unter ihnen kommt eine gewisse kirchengeschichtliche Bedeutung zu. Der junge Pfarrer J. Chr. Riggensbach, später Professor der Theologie in Basel und dann eifriger Bekämpfer der freisinnigen Reformrichtung, hatte das Thema zu behandeln: „Welches sind die in der protestantischen Kirche berechtigten theologischen Richtungen?“ Er kam zu dem irenischen Schluß: „Das Beste, Tiefste, Innerste, was den Menschen frei macht, frei in Gott, frei von der Sünde und nun erst aller anderen Freiheit fähig, verdanken wir nicht der Philosophie, sondern jenem ewigen Lebensquell, der in Palästina ans Licht gedrungen ist – das ist der Ausgangspunkt, von dem aus wir suchen müssen, in immer weiterem Kreise die Einigkeit im Geiste zu gewinnen – dies Evangelium sollen wir treiben auf und insbesondere auch unter der Kanzel, in Worten nicht allein, sondern in der Tat.“ Carisch hat nicht in die Diskussion eingegriffen, aber wohl mit stiller Freude dagesessen. Als dann aber Direktor Allemann von Schiers in ähnlich meisterhafter, doch selbstverständlich in dogmatisch gebundener Weise über die „Innere Mission“ referierte,

da fühlte sich Carisch ganz als Fachmann und verwahrte sich gegen jede Einseitigkeit.

Seine eigentliche Domäne aber waren und blieben Volks-  
erziehung und Armenfürsorge. Hier galt er als der  
Fachmann, und es verstand sich fast von selbst, daß er, wie  
oben erwähnt, für die Churer Pestalozzifeier vom 12. Januar  
1846 mit einer der Festreden betraut wurde. Wie es dann aber  
im Februar 1847 zur Gründung der kantonalen Gemein-  
nützigen Gesellschaft kam, stand er wieder als einer der  
Kundigsten und Regsamsten im Vordergrund<sup>90</sup>. Wir wissen, daß  
er schon gut zwei Jahrzehnte früher der durch J. Casp. Zellweger  
erneuerten schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft bei-  
getreten war. Den Segen ihrer Wirksamkeit erlebte er dann in  
nächster Nähe nach der furchtbaren Hochwasserkatastrophe  
vom Sommer 1834 (siehe Seite 97), und im folgenden Jahre  
hatte er sich's nicht nehmen lassen, trotz der großen Entfernung  
von Poschiavo aus die Jahrestagung dieser Gesellschaft in Tro-  
gen zu besuchen und den Dank des so schwer heimgesuchten  
Puschlavertales auf diese Weise abzustatten. Jetzt mußte er  
1847 mit Eifer dabei sein, als auf Anregung von P. C. Planta  
die Bündner Sektion entstand. Und wie dann infolge davon 1850  
die schweizerische Muttergesellschaft zum erstenmal ihre Jahres-  
tagung in Chur abhielt, die sich zu einem eigentlichen Volksfest  
gestaltete, war er neben P. C. Planta, Vizerektor Kaiser, Vincenz  
Planta und Rud. Andr. Planta einer der Hauptreferenten.

Nicht minder eifrig war er aber dabei, als 1849 durch die  
evangelisch-rätische Synode und das bischöfliche Ordinariat zur  
Gründung von freiwilligen Armenvereinen aufgefor-  
dert wurde. Endlich aber soll nicht verschwiegen werden, daß  
ihn die Beschäftigung mit Channings Schriften bald noch einen  
Schritt weiter führte, hinein in das Problem der sozialen  
Lage der Arbeiterschaft. Carisch ist in Wirklichkeit,  
neben Pater Theodosius, der erste religiös-soziale Pfarrer Grau-  
bündens gewesen, der öffentlich über die Arbeiterfrage zu spre-  
chen wagte<sup>90a</sup>.

Es gab nun aber noch eine freigewählte Aufgabe, die sein  
letztes Lebensjahrzehnt durchzog. Im April 1850 begann unter  
der Führung von Pfarrer Leonh. Herold, Professor P. Kaiser

und Landvogt Vinc. v. Planta das Bündnerische Monatsblatt zu erscheinen. Hier treffen wir auf der Mitarbeiterliste vom ersten Tag weg Prof. Otto Carisch, und zwar als Spezialreferenten über Erziehungswesen. Das Blatt nannte sich „Eine Zeitschrift für Erziehungs-, Armenwesen und Volkswirtschaft“ und hielt, was es versprach. Einer seiner tätigsten Mitarbeiter wurde nun Carisch. Schon in der ersten Nummer schreibt er „Über Erziehung im Allgemeinen und den Einfluß der häuslichen im Besonderen“, später über „Die Bündner Schullehrerbildungsanstalt“, des öfteren über das Testament J. P. Hosangs und die Schicksale der Hosangschen Stiftung u. a. und ist schließlich auch der Referent über romanische Literatur. 1857 lieferte er ihr als letzten Beitrag die Besprechung der postum erschienenen Schrift seines einstigen Schulkameraden Vincenz v. Planta über „Die letzten Wirren des Freistaates der Drei Bünde“. Das Monatsblatt stellte erst 1871 nach ziemlich wechselvollen Schicksalen sein Erscheinen ein.

Endlich aber brachten Carisch die letzten Lebensjahre noch ein liebliches Geschenk in der gedanklichen Rückkehr an seinen Heinzenberg durch die Herausgabe der „Gedichte eines Bündner Landmädchens“, der geistig regsamen und gemütvollen Bauerntochter Nina Camenisch in Sarn. Er widmet seinen freundschaftlichen Beziehungen zu der um 40 Jahre jüngeren Dichterin die letzten, engbeschriebenen sechs Folioseiten seiner Lebenserinnerungen, und wir erkennen daraus, wie wohltuend ihm das Erlebnis war. Prof. F. Pieth hat im Jahrgang 1938 des Bündn. Monatsblatts ausführlich darüber berichtet. Die dort in der Auswahl Carischs mitgeteilten Briefe der Heinzenberger Bauerntochter an den Churer Professor sind im Original nicht mehr vorhanden. Sie enthüllen uns ein geistiges Bild, das die Gedichte trefflich ergänzt, ja wir möchten sagen übertrifft. Das gelegentlich etwas zu Romantische und Empfindsame der Dichtungen fällt hier ab und läßt die Verfasserin erscheinen in ihrer natürlichen Begabung und fast antiken Einfachheit. Die Briefe Carischs und seiner Frau an das „Landmädchen“ werden durch die Familie Camenisch heute noch zum Teil aufbewahrt. Sie

reichen von 1854 bis 1860. Der letzte ist datiert von Schnepfental, wohin sich Frau Prof. Carisch nach dem Tode ihres Mannes zurückgezogen hatte.

Nachdem Carisch einmal das poetische Talent der Heinzenbergerin entdeckt hatte, wurde er nicht müde, dafür zu werben. Wir kennen von früher her seine Vorliebe, andern Gedichte vorzulesen. Und so erzählt er uns hier in einem Brief an Fräulein Camenisch, „seine junge, achtungswerte Freundin“, wie er mehrmals in Abendkreisen „Halbgebildeten und Hochgebildeten“ einzelne ihrer zunächst nur handschriftlich vorhandenen Gedichte mitteilte und lebhaften Beifall erntete; so einmal auch im Schlößli zu Tamins. „Unter den dortigen Gästen war auch die Frau Generalin v. Salis (die Gattin des Sonderbundsgenerals; der Verf.), eine Tochter des Joh. Gaud. v. Salis-Seewis, also vom reinsten bündnerischen Dichterblut, die selbst allerliebste Gedichte macht. ... Alles ist erfreut und will Abschriften haben. Unter anderen auch Frau v. Planta geb. Gräfin Christ. Ihr Sohn aber, der Bundespräsident P. C. v. Planta, Redaktor des Alpenboten, hat mir zwei ordentlich abgedrungen.“<sup>91</sup> Das war 1854, d. h. etwa zwei Jahre, bevor Carisch auf eigene Kosten das erste, schmale Bändchen von drei Dutzend Gedichten des Landmädchens erscheinen ließ. Übrigens verhielt er sich nicht unkritisch und ermahnte die Freundin – leider vergeblich –, doch ja im eigenen Anschauungs- und Erlebniskreis zu bleiben und sich nicht zu sorglos auf das schwierige Gebiet der Ballade zu wagen. 1844 waren ja die ersten Gedichte der Annette v. Droste-Hülshoff erschienen, die in ihrer überlegenen Kraft dem Churer Professor kaum entgangen waren.

Die Mitteilungen über Nina Camenisch berechtigen uns zu der Annahme, daß Carisch seinen „Rückblick auf mein Leben“ Ende 1856 abschloß. Unvollendet blieb das Manuskript nicht; denn die allgemeinen Reflexionen am Schluß sind ein deutliches Finale.

Verhältnismäßig frühe sah Carisch das Alter herankommen. Die schwere Erkrankung vom Jahr 1840 war doch nicht spurlos vorübergegangen. Auch hatte er das Gefühl, daß der Hinschied

seiner besten Freunde ihn dauernd ärmer werden ließ. Wir erkennen's am deutlichsten aus seinen Briefen an J. C. Zellweger. Da beklagt er den Tod von Bürgermeister J. Friedr. v. Tschärner, von Joh. Leonh. Frizzoni, Bürgermeister v. Albertini, Landvogt Vinc. v. Planta. Besonders nahe war ihm auch im Sommer 1854 der rasche Hinschied seines einstigen Schülers und theologischen Gesinnungsgenossen Prof. Georg Sprecher<sup>92</sup> gegangen. Ihn nennt er in einem Brief an Zellweger „einen durch Wissenschaft und Charakter ausgezeichneten Bündner, der als Schulmann in der Kantonsschule und als Geistlicher in der Synode eine schwer auszufüllende Lücke läßt“. Und schon im Jahr zuvor schreibt er nach Trogen: „Ich habe meine Studien nun auf sehr wenige Werke beschränkt und finde darin mehr Nahrung und Erhebung der Seele als durch Vielerleilesen. Der Wirkungskreis, auf den mein ernstliches Streben gerichtet ist, beschränkt sich hauptsächlich auf meine eigene Persönlichkeit. Seine Seele auszubilden und für die Ewigkeit vorzubereiten, bleibt doch die höchste Aufgabe des Lebens.“ Zwar ist er auch jetzt noch nicht unbeweglich geworden. Wohnt er auch für gewöhnlich in Chur, finden wir ihn doch öfter in seinem geliebten Puschlav, auch etwa zu Kuren in St. Moritz oder Fideris. So war's auch im Sommer 1858, als unerwartet das letzte Irdische an ihn herantrat. Darüber aber sind wir genau unterrichtet durch seine Gattin, die den Lebenserinnerungen ihres Mannes den Schlußbericht beifügte, dem wir nun folgen dürfen.

Im Sommer 1858 kehrte Pfarrer Wolfgang K. Fr. Raschèr mit der Familie von Neapel nach Chur zurück, und Carisch versprach sich von dem Zusammenleben mit dem geschätzten Freund viel Schönes für die kommenden Zeiten. „Er zählte diese Wiedervereinigung zu den Segnungen, die ihm Gott während seines Lebens zuteil werden ließ“, und sprach davon mit gerührtem Dank am letzten Abend, da er diese Freunde, Pfarrer Raschèr und Frau, noch zu sich geladen hatte, ohne zu wissen, daß die abermalige Trennung schon nahe war. „O. Carischs Brust war nie stark gewesen. Er hatte den vergangenen Winter längere Zeit an Husten gelitten und sich seit dieser Zeit weniger kräftig und namentlich beim Steigen einen Druck auf der Brust gefühlt. Dies und anderes ließen ihn dran denken, daß sein

Ende nicht mehr ferne sei, und noch entschloß er sich zu einer kurzen Brunnenkur in Fideris.

„Am Morgen des 16. Juli 1858 sollte er dahin aufbrechen. Wie er dies täglich, morgens und abends, zu tun pflegte, las er zuvor noch aus dem „Berliner Gesangbuch zu gottesdienstlichem Gebrauch für evangelische Gemeinden“, und zwar diesmal das schöne Lied Nr. 799, dessen letzter Vers lautet:

Getrost, mein Geist, ermüde / in deinen Kämpfen nicht.  
Dich stärket Gottes Friede / mit Kraft und Zuversicht.  
Ermuntre dich und streite / des Sieges Lohn ist nah.  
Getrost! Vielleicht ist heute / des Kampfes Ende da.

Die Schlußworte wiederholte er noch im Hinausgehen für sich. Als er die Tür geschlossen hatte, fragte die Magd, die der Andacht beizuwohnen pflegte, ihre Herrschaft: „Haben Sie nun bemerkt, wie zärtlich Herr Professor Sie beim Frühstück ansah? Als wollte er sich Ihr Bild noch recht einprägen und es mit sich nehmen?“ Gegen neun Uhr nahm er, wie es schien völlig wohl und heiter, Abschied, und den nächsten Morgen um die gleiche Stunde erhielten wir ebenso unerwartet wie tief erschüttert die Nachricht von seinem Tode.“

Der 16. Juli war einer der schwülsten Tage jenes heißen Sommers. Carisch kam gut, aber furchtbar erhitzt im Bade an, nachdem er den Weg von der Talstraße bis dahin noch zu Fuß zurückgelegt hatte. Schon am ersten Nachmittag traf er liebe Bekannte, unter ihnen Pfarrer Benedetto Iseppi. Mit ihm blieb er in eifrigem Gespräch bis gegen 11 Uhr und legte sich darauf zu Bette. Gegen 2 Uhr machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Bestattet wurde er am 20. Juli in Chur, und zwar noch auf dem alten Friedhof in der Skaletta. Wir aber fügen den letzten Paragraphen aus Hebels Katechismus bei, den Otto Carisch in seinem Leben oftmals mit seinen Schülern gelesen und erklärt hat. Er heißt: „Welches wird zuletzt das Schicksal aller irdischen Dinge sein? Antwort: Die Erde wird vergehen mit all ihrer Herrlichkeit und mit all ihrem Ungemach. Es wird für die Vollendeten in Gott überall nur Seligkeit und Himmel sein.“<sup>93</sup>

Vom Recht auf ein Schlußwort machen wir sparsamen Gebrauch. Unser nächstliegender Zweck ist erreicht. Er bestand darin, die vorhandenen handschriftlichen Dokumente des Lebens dieses einst viel genannten, heute wenig mehr bekannten, verdienten Heinzenberger Bauernsohnes allgemeiner zugänglich zu machen. Sie beleuchten in vielleicht einzigartiger Weise die Bedeutung der 1804 gegründeten evangelischen Kantonsschule in ihren Anfangszeiten. Außerdem verschaffen sie uns Einblick in die Werdezeit unseres bündnerischen Volksschulwesens, in die privaten gemeinnützigen Bestrebungen des jungen Schweizerkantons Graubünden vornehmlich zur Hebung der Armennot, und schließlich in einen der ersten bewußten Versuche zur Pflege des romanischen Sprachgutes während der Jahrzehnte seines drohenden Zerfalls. Überall steht Otto Carisch in der Mitte segensreicher Neuerungen. Dazu kommt seine stets helfende, zuweilen führende Arbeit für die reformierte Landeskirche. Die einläßliche Beurteilung seiner Theologie allerdings kann nicht die Aufgabe eines Lebens- und Charakterbildes sein, das sich an Leser beider Konfessionen wendet. Ab und zu eingeflochtene kritische Bemerkungen haben unseren Standpunkt erkennen lassen. Die Theologie im engeren Sinne des Wortes ist nicht Carischs Stärke gewesen. Das war begründet in seinem einseitig ethisch-erzieherischen Wesen, gleichzeitig aber auch in seinem Studiengang. Wie ernst er es jedoch nahm mit seinem von innen heraus erkämpften Pfarrerberuf, ist deutlich genug zutage getreten; und wenn einer, wie er, sich eifrig müht um das Kirchengebet (Liturgie) und das häusliche Gebet und endlich im siebennten Jahrzehnt seines Lebens die letzte volle Kraft einsetzt, um seinen romanischen Volksgenossen das Neue Testament in möglichst verständlicher Sprache darzubieten, hat er ein Anrecht darauf, zu denen gerechnet zu werden, die nach den Worten des Churer Referenten von 1848 „den ewigen Lebensquell kennen, der in Palästina ans Licht gedrungen ist.“

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Mskr. Ktsbibl. <sup>2</sup> Thomas v. Albertini, Die Rhaet. Fam. v. Albertini. <sup>3</sup> Marmortafel in der Taminser Kirche. <sup>4</sup> Bündn. Jahrbuch 1945. <sup>5</sup> J. R. Truog, Kassen und Stiftungen der evang.-rät. Landeskirche. <sup>6</sup> Vinc. v. Planta, Joh. Friedr. v. Tscharners Leben u. Wirken. <sup>7</sup> K. L. v. Fischer, Friedr. Eman. v. Fischer, Schultheiß der Stadt und Republ. Bern S. 28. <sup>8</sup> Kantonsschulratsprot. 1809. <sup>9</sup> J. Zimmerli, Dekan L. Pol. <sup>10</sup> J. R. Truog, Pfarrer der evang. Gemeinden. <sup>11</sup> Samml. Rhät. Geschlechter 1847. <sup>12</sup> J. R. Truog, a. a. O. <sup>13</sup> Jul. Robbi, Die Standespräses. des Kts. Graub. <sup>14</sup> Hist.-Biogr. Lexikon. <sup>15</sup> D. A. Rytz, Baggesens Leben. <sup>16</sup> Allg. Deutsche Biogr. <sup>17</sup> Dr. H. v. Lerber, Berner Heimatbücher 7. <sup>18</sup> K. L. v. Fischer, a. a. O. <sup>19</sup> Ed. Bavier, Stematogr. der adligen Fam. v. Bavier. <sup>20</sup> F. Pieth, Erinn. des Landamm. J. Salzgeber. <sup>20a</sup> E. Lechner, Die period. Auswanderung der Engadiner S. 118 ff. <sup>21</sup> G. und P. Schumann, Sam. Heinicke 1909. <sup>22</sup> Bischofbergers Familienbuch 1928. <sup>23</sup> B. Hartmann, J. P. Hosang und sein Testament. <sup>24</sup> Dr. Giulio Zavaritt, Origini della comunità evangel. di Bergamo 1936, im Bollet. della soc. di studi valdesi. <sup>25</sup> Ktsschr. Prot. Dez. 1816. <sup>26</sup> Neue Zch. Ztg. 12./13. Dez. 1943 und G. Bener, Ehrentafel Bündn. Naturforscher. <sup>27</sup> Sammlg. Rhaet. Geschl. 1847. <sup>28</sup> E. Stemplinger, Horaz im Urteil der Jahrhunderte 1921. <sup>29</sup> Sammlg. Rhaet. Geschlechter. <sup>30</sup> Ktsschulratsprotokoll 1819. <sup>31</sup> Pieth, Flüchtlingshetze. Jahresb. HAG 1899. <sup>32</sup> Bezieht sich nicht auf das ganze „Reformationsbüchlein“, sondern nur auf Orellis Beitrag daran. <sup>33</sup> Gesch. der Bündn. evangel. Kantonschule. <sup>34</sup> Ktsschulr'prot. <sup>35</sup> Über Tester und die beiden Christ siehe Rud. Christoffel, Jahresb. der HAG 1917. <sup>36</sup> Vgl. B. Hartmann, Prof. und Dekan G. Sprecher. Bd. Mtsbl. 1943. <sup>37</sup> Der Kanton Graubünden, histor., geograph., statistisch geschildert von Roeder und Tscharnier 1838. <sup>38</sup> Pieth, Flüchtlingshetze, a. a. O. <sup>39</sup> W. E. Channings Werke in Ausw., übers. von Schulze und Sydow 1850 ff. Dort Bd. II Gedächtnisrede auf den Prediger K. Follen. <sup>40</sup> A. Altherr, Theodor Parker S. 147. <sup>41</sup> H. Wechlin, Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur a. d. Schweiz 1925. <sup>42</sup> in Zürich, Wohnsitz des Grafen Bentzel-Sternau. <sup>43</sup> Bündn. Mtsbl. 1946. Besuch v. Görres in Disentis. <sup>44</sup> F. Montigel, Bibelges. Bd. Mtsbl. 1946. <sup>44a</sup> Wohl Aug. Wilh. Vilmar, Schulmann, Theologe und Literaturhistor., 1818 bis 1820 eifriger Burschschafter in Marburg (Allg. Deutsche Biogr.). <sup>45</sup> Mezger, Gesch. der deutschen Bibelübers. in der Schweiz, und F. Montigel a. a. O. <sup>46</sup> Schällibaum a. a. O. <sup>47</sup> Schällibaum a. a. O. <sup>48</sup> Pieth, 100 Jahre Kantonsschulreisen, Bd. Mtsbl. 1923. <sup>49</sup> Auch bei Pieth und Hager, Pater Pl. a. Spescha S. 181. <sup>50</sup> Bd. Mtsbl. 1932 und 1943. <sup>51</sup> Ringseis, Erinnerungen. <sup>52</sup> Bisher unauffindbar. <sup>53</sup> Er starb 1827; cf. Bott, Herrsch. Haldenstein. <sup>54</sup> J. R. Truog a. a. O.

<sup>55</sup> La scuola riformata di Poschiavo 1825–1925. <sup>56</sup> Kantonsschulratsprotokoll. <sup>57</sup> Vgl. auch Leonhard Truog, *Meine Synodalreise 1825*. <sup>58</sup> Aufgeführt bei J. R. Truog a. a. O. <sup>59</sup> Poeschel, *Bündn. Kunstdenkmäler* Bd. VI. <sup>60</sup> *Raeticakatalog der Ktsbibl. von 1886* S. 54. <sup>61</sup> W. Altwegg, Joh. P. Hebel 1935. <sup>62</sup> Nachgedr. bei W. Zentner, *J. P. Hebels Werke*, Bd. III. <sup>63</sup> *Kirchengesch. in Vorlesungen* Bd. VII 2. Teil. <sup>64</sup> a. a. O. S. 290. <sup>65</sup> Hunziker, *Gesch. der schweiz. Volksschule* II S. 50. <sup>66</sup> Hunziker-Wachter, *Gesch. der schweiz. Gemeinn. Ges.* S. 45. <sup>67</sup> *Gedruckte Jahresb. des Vereins*, *Sammelbd. Ktsbibl.* <sup>68</sup> Schällibaum a. a. O. II S. 12. <sup>69</sup> R. Christoffel im *Jahresb. der HAG* 1917. <sup>70</sup> Leonhardi, *Das Puschlavertal*. <sup>71</sup> Pfr. Kitt, *In memoriam F. Frizzoni*, 1893. <sup>72</sup> Valèr, *Die evang. Geistlichen der Martinskirche von Chur*. <sup>73</sup> Vinc. v. Planta, Joh. Friedr. v. Tschärner 1848. <sup>74</sup> P. C. Planta, *Mein Lebensgang*. <sup>75</sup> *Bürgerregister Chur*. <sup>76</sup> Schällibaum a. a. O. II. <sup>77</sup> *Wortlaut des Testaments für die Anstalt Plankis*, Bd. Mtsbl. 1859. <sup>78</sup> Christ. Hatz, *Eine Pestalozzifeier vor 100 Jahren*. Bd. Mtsbl. 1946. <sup>79</sup> B. Hartmann, *Evang. Bruderhilfe*, 1944. <sup>80</sup> *Prot. des Evang. Kirchenrats*. <sup>81</sup> *Sammelband der Kantonsbibliothek*. <sup>82</sup> *Die Kirche im 18. und 19. Jahrh. in Vorlesungen*. <sup>83</sup> R. Preiswerk, *Gesch. der Evang. Lehranstalt Schiers 1837–1937*. <sup>83a</sup> Bazzigher, *Geschichte der Kantonsschule*. <sup>84</sup> Nach Iseppis eigenen Worten in Brief an Carisch „in unserer Druckerei“, somit in Poschiavo. <sup>85</sup> Ktsbibl. Ad 29. <sup>86</sup> F. Montigel nennt a. a. O. „ca. 812 alte Schweizerfranken“. <sup>87</sup> *Historical Catalogue der Brit. und Ausländischen Bibelgesellschaft*, London 1911. <sup>88</sup> *Verhandlungen der schweiz. Predigerges. Chur* 1848. <sup>89</sup> Schönholzer, *Die relig. Reformbewegung in der reformierten Schweiz* 1896. <sup>90</sup> F. Pieth, *Hundert Jahre Gemeinn. Ges.* 1947. <sup>90a</sup> Vortrag in Chur 25. Nov. 1852 über „Die Hebung der arbeitenden Klassen“ (Bd. Mtsbl. 1852). <sup>91</sup> *Familienarchiv Camenisch, Sarn*. <sup>92</sup> Bd. Mtsbl. 1943, Prof. und Dekan G. Sprecher. <sup>93</sup> Zitiert nach Zentner, Bd. III.

### Publikationen von Otto Carisch

- La Ligia da Trun 1424. Quera tiers Andr. Tr. Otto, 1824.  
 (Oberländer - romanische Übertragung des Festbüchleins „Der Trunser Bund 1424“, doch mit Weglassung der vier vaterländischen Gedichte am Schluß.)
- Kleine deutsch - italiänisch - romanische Wörtersammlung zum Gebrauch in unseren romanischen Landschulen. Chur, A. T. Otto, id. II. Auflage. Chur, 1836.  
 id. III. Auflage, teils vermehrte. Chur, F. Wassali, 1848.
- Grammatische Formenlehre der italiänischen Sprache. Chur, ?  
 id. II. Auflage. Chur, 1832.  
 id. III. Auflage. Chur, 1846.
- Hauptparadigmata der romanischen Konjugation und Deklination (Oberländer, Engadiner und Oberhalbsteiner Romanisch). Chur, 1848.
- Taschenwörterbuch der Rhaetoromanischen Sprache in Graubünden, besonders der Oberländer und Engadiner Dialekte; nach dem Oberländer zusammengestellt und etymologisch geordnet von Otto Carisch, Professor an der evangelischen Kantonsschule. Chur, Wassali, 1848. XL und 204 S.  
 id. II. Auflage, vermehrt durch starken Nachtrag (von 56 S.). Chur, L. Hitz, 1852.  
 id. unveränderter Neudruck. Chur und St. Moritz, Hitz & Hail, 1887.
- Joh. Pet. Hebel, Storie bibliche, traduzione libera dal Tedesco da Ottone Carisch. 2 vol. Coira, 1828/29.  
 id. II. edizione, 2 vol. Coira, da tipi degli eredi Otto, 1844.
- Joh. Pet. Hebel, Catechismo cristiano, trad. dal tedesco per le chiese evangeliche nelle vallate di Poschiavo e Pregaglia. Coira, 1831 (vedova Otto).
- Liturgia per le chiese evangeliche riformate italiane nell'Alta-Rezia. compilate, composte, tradotte e stampate per ordine della veneranda sinodo retica. Vorwort von Kirchenratspräsident P. Kind und längere Einleitung von Ottone Carisch, parroco attuale della ven. chiesa rif. di Poschiavo, gedruckt Chur, bei Simone Benedict.
- Grammatische Formenlehre der deutschen Sprache und der rhätoromanischen im Oberländer und Engadiner Dialekt. Chur, 1851.  
 id. nebst einer Beilage über die rhätoromanische Grammatik im Besonderen und einigen Proben aus der ältesten rhätoromanischen Prosa und Poesie. Chur, L. Hitz, 1852.  
 Nebst handschriftlichen Nachträgen.

La divozione domestica ossia Preghiere e Meditazioni in famiglia da Ottone Carisch, alias paroco della ven. chiesa rif. di Poschiavo. Coira, Pargätzi & Felix, 1853.

Der Fortschritt. Eine Volkspredigt, gehalten in der katholischen Kirche zu Puschlav am Neujahrstage 1853 von Benedikt Iseppi. Ins Deutsche übersetzt von O. C. Chur, Pargätzi & Felix, 1853. Vorwort von O. C., datiert Chur, den 15. März 1853.

Ilg Niev Testament. Editiun nova revedida a corregida, tont sco pusseivel suenter ilg original grec da Otto Carisch a squitschada à cust da las societads biblicas da Quera a da Basel. Quera, Pargätzi a Felix, 1856.

Gedichte eines Bündnerschen Landmädchens, gesammelt und herausgegeben von Otto Carisch. Chur, Pargätzi & Felix, 1856.

#### Manuskripte

Handschriftliche Beiträge zu Carischs Rhaetoromanischem Wörterbuch. Kantonsbibliothek.

Rückblick auf mein Leben. Bündn. Kantonsbibliothek, Sign. B 2126. Zwei romanische Predigten, gehalten in Sarn 1853 und 1854. Kantonsbibliothek.

F. Sgier, Handschriftliche Beiträge zu Carischs romanischem Wörterbuch mit bezüglicher Korrespondenz. Kantonsbibliothek.

Carischs Eintragungen zu Briefband 1. Einige Manuskripte im Archiv Plankis.

Briefe an J. Casp. Zellweger (Kantonsbibliothek Trogen) und an Nina Camenisch (Familienarchiv Camenisch, Sarn).